

nunu

Ben Dagan
Tiroler Jude



Auf gute **Machbarschaft!**

Mit jeder Stufe
wiegen die Taschen
schwerer?
**Mit dem Nachbar
wird's machbar.**



AUF NACHBARN SOLLTE MAN SICH VERLASSEN KÖNNEN.

Besonders dann, wenn man einmal eine helfende Hand braucht – zum Beispiel zum Tragen der Einkäufe. Eine aktiv gelebte Nachbarschaft ist ein großer Gewinn für die Gemeinschaft – gerade in einer Großstadt wie Wien. Wenn eine Hand aber nicht mehr ausreicht, finden Wienerinnen und Wiener in einem der vier Beratungszentren „Pflege und Betreuung“ des Fonds Soziales Wien (FSW) viele Unterstützungsmöglichkeiten für zu Hause: www.fsw.at/p/pflege-betreuung-daheim

Das Projekt NU



© MILAGROS MARTINEZ-FLENER

Vor mir liegen sechs große Ordner. Sie enthalten alle Ausgaben von **NU** seit dem Jahr 2000, als das Projekt eines jüdischen Magazins ins Leben gerufen wurde. Heft Nummer 70 entsteht in einer Periode einer historischen Zäsur. Eine zweite Auflage einer Koalition von ÖVP und FPÖ ist im Entstehen, die Veränderung, Veränderung und nochmals Veränderung ankündigt. Unter den teilnehmenden blauen Recken befinden sich stramme Deutsch-nationale und schlagende Burschenschafter. Das ist eine Gruppe, die in der Vergangenheit uns Juden nicht eben in Freundschaft verbunden war.

Wie auch immer, die Ausgabe einer siebzigsten Nummer ist Gelegenheit, innezuhalten und zurückzuschauen, was uns da gelungen ist. Das Magazin wurde von Danielle Spera, Erwin Javor und Martin Engelberg als kritische Stimme gegenüber der offiziellen jüdischen Vertretung gegründet. Ich stieß bald dazu und durfte daran mitarbeiten, aus einem dünnen Heftchen eine umfangreiche Qualitätszeitung zu machen. Mit der Zeit erhob sich **NU** über die bloße Kritik an der IKG wegen ihrer bis heute intransparenten Gebarung und des dort herrschenden autoritären Führungsstils. Es wurde zum Brückenschlag zwischen Juden und Nicht-Juden. Auch wenn viele unserer Berichte im Heft von den Ermordeten und den Überlebenden der Schoa handelten und ihr Schicksal würdigten, so haben wir doch zunehmend Gegenwarts- und Zukunftsthemen bearbeitet, weil es heutiges Judentum gibt und geben soll. Wir wurden zu einem renommierten Magazin für Politik und Kultur mit jüdischem Background.

Bald nach dem Anfang hatten wir zwei Geschichten im Heft, die nachhaltig und international wirkten. Helene Maimann hat im Heft 13 Alfred Gerstl porträtiert, einen Überlebenden, der zum Mentor von Arnold Schwarzenegger wurde. Er erzählte, dass „Arnie“ als junger Mann eines Tages tatkräftig mitgeholfen hatte, eine Neonazi-Demonstration aufzulösen. Diese Geschichte kam dem „Terminator“ zugute, als man seiner Familie im Wahlkampf für den Gouverneur von Kalifornien Nähe zum Nationalsozialismus vorwarf. Mit **NU** ließ sich jeder Verdacht leicht entkräften. Arnold Schwarzenegger hat im Übrigen heuer auch seinen 70er gefeiert.

Nur eine Nummer später schrieb ich über den vielleicht besten österreichischen Fußballer aller bisherigen Zeiten, Matthias Sindelar. Dieser Star der 1930er-Jahre war in einem Gedicht von Friedrich Torberg zum antifaschistischen Helden hochstilisiert worden und wurde als solcher von uns allen verehrt. Tatsächlich aber zeigten Dokumente aus dem Staatsarchiv, dass Sindelar ein kleiner Mitläufer war, der ein „arisiertes“, also einem Juden gestohlenen Kaffeehaus übernahm und dazu auch schon einmal bestätigte, dass er „arischer Abstammung“ wäre. Es wurde über diesen Beitrag in mehreren europäischen Ländern berichtet. Erst vor kurzem hat ein Kollege aus Argentinien ein Buch über Sindelar geschrieben, das die Erkenntnisse aus **NU** mit einbezog.

NU bot mitunter auch Grund zu heftiger Aufregung. Beispielsweise fand sich im Jahr 2013 die ehemalige FPÖ-Politikerin und

Vizekanzlerin Susanne Riess auf dem Cover. Manches Zitat von damals ist nachlesenswert: „Wenn ich nicht wirklich daran geglaubt hätte, dass die FPÖ eine Partei werden kann, die sich im rechtsliberalen Parteienspektrum ansiedelt, eine Partei, die beweisen kann, dass sie regierungsfähig ist, die das, was wir in Österreich hatten, verbessern kann, hätte ich das nie gemacht. Meine – vielleicht naive – Vorstellung war, dass sich die Partei in diese Richtung weiter entwickeln wird. Insofern bin ich klar gescheitert.“

Ähnliches gibt es auch von Peter Sichrovsky, der bereits im Jahr 2002 darauf gekommen war, dass seine Mitarbeit bei der FPÖ ein Fehler gewesen war und dass mit dieser Partei kein Staat zu machen ist. Auch Heide Schmidt, die sich lange davor von der FPÖ getrennt hatte, schrieb im Jahr 2006 in **NU**. Da lesen wir unter anderem einen Satz, der gerade heute große Aufmerksamkeit verdiente: „Die Demokratie hat nicht die Gleichschaltung von Werthaltungen zur Voraussetzung, sondern ist dazu da, um auf zivilisierte Weise die Unterschiedlichkeiten zu handhaben.“

Viele kluge Menschen wurden von uns interviewt, viele Themen mit großer Ernsthaftigkeit, aber auch mit Humor abgehandelt. Viel ging es in den 17 Jahren um jüdische Identität, Religion, um Israel, um die Restitution oder um mein Lieblingsthema, den Fußball.

Beim Durchblättern ziehen meine Gesprächspartner an mir vorbei – die Mascheks, Erwin Steinhauer, Pamela Rendi-Wagner, „Rom“ aus „Deep Space Nine“ vulgo Max Grodénchik, Sebastian Kurz, Ioan Holender, Carl Djerassi, Oliver Rathkolb, „Hitlerjunge Salomon“ Perel, Oscar Bronner, Andreas Vitásek, Leon Zelman, Michael Häupl, Andreas Mailath-Pokorny, Franz Vranitzky, Fritz Muliari, Garry Kasparov und viele andere mehr. Sie habe ich teilweise allein oder gemeinsam mit Danielle Spera oder Petra Stuber interviewt. Wer alle diese Gespräche aus 17 Jahren **NU** nachliest, bekommt ein plastisches Bild von den gesellschaftlichen Veränderungen bewegter Jahre und von oft gar nicht so erfreulichen Kontinuitäten.

Erwin Javor und ich haben für **NU** ein Format erfunden, den „Zwiekkommentar“, der unter dem Begriff Dajgezzen bekannt wurde. Zuletzt war Rainer Nowak mein stets spöttischer und schlagfertiger Partner. Im vorigen Jahr sind wir mit dieser „Nummer“ sogar im Fernseh-Sender Okto aufgetreten.

Heft 70 entsteht an einem Wendepunkt, der nach meiner Ansicht nicht zum Besseren führen wird. Wohl scheinen wir Juden ungefährdet, aber für alles, was als „fremd“ gilt in diesem Land, könnten fatale Zeiten herandrängen. Helfen kann da nur das alte jüdische Rezept: Mit Mut und Humor nach vorne schauen. Das neue Heft mit der Nummer 70 passt übrigens gerade noch in den sechsten Ordner. Dann ist er gänzlich voll. *nu*

Chag Chanukka Sameach,
Ihr Peter Menasse

WIR EMPFEHLEN

zwei Bücher von Rainer Nowak, Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* und **NU**-Autor, die im Molden-Verlag erschienen sind.



Flucht: Wie der Staat die Kontrolle verlor

Die Grenzöffnung für Flüchtlinge im September 2015 hat Europa gespalten und für immer verändert. Rainer Nowak, Thomas Prior

und Christian Ultsch rekonstruieren in Gesprächen mit damaligen Entscheidungsträgern in Österreich und Europa das Flüchtlingsjahr 2015 und die Ereignisse, die im März 2016 zur Schließung der Balkanroute geführt haben.



Gehört der Islam zu Österreich?

In jüngster Zeit dominieren Begriffe wie „Radikalismus“, „Terrorgefahr“ und „Integrationsverweigerung“ die öffentliche Debatte, wenn

es um die islamische Community in Österreich geht. Es ist eine Debatte, die von politischen Akteuren mit viel Aufregung geführt wird – und die eher auf Gefühlen als auf Fakten aufbaut. Die *Presse*-Redakteure Erich Kocina, Oliver Pink, Dietmar Neuwirth und Jakob Zirm beleuchten gemeinsam mit Chefredakteur Rainer Nowak die Rolle, die Muslime heute in Österreich spielen – von Erziehung und Bildung, der Rolle der Frau bis hin zu Politik und Wirtschaft.

UNS INTERESSIERT

Fundstücke – Meine Entdeckungsreisen in die Geschichte von Georg Markus, erschienen im Amalthea-Verlag. Anhand von 30 außergewöhnlichen „Fundstücken“ deckt Markus in seinem kurzweilig und amüsant geschriebenen Buch Affären, Geheimnisse und Skandale aus drei Jahrhunderten auf. Darunter sind auch Simon Wiesenthals geheime Baupläne für ein Kaffeehaus, laut Markus ein Zeugnis für „die berührende Geschichte einer Freundschaft zweier Männer, die einander im Schatten des Todes begegnet sind“.



Genosse. Jude.
Wir wollten nur das Paradies auf Erden

6. Dezember 2017 bis 1. Mai 2018

WIEN KULTUR BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH
Dorotheergasse 11, Wien 1 • So–Fr 10–18 Uhr • www.jmw.at

★ Jüdisches Museum Wien Dorotheergasse

mehr wien zum leben. **wienholding**

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
 Erscheinungsweise: 4 x jährlich
 Auflage: 4.500
 Nächste Ausgabe: März 2018

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
 Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
 Gölsdorfsgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
 Tel.: +43 (0)1 535 63 44
 Fax: +43 (0)1 535 63 46
 E-Mail: office@nunu.at
 Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
 IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
 BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
 NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
 Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
 Österreich: Euro 15,-
 Europäische Union: Euro 20,-
 Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
 office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
 Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
 (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)
 Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
 © Milagros Martínez Flener

SATZ & LAYOUT
 Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
 Wallig Ennstaler Druckerei
 und Verlag Ges.m.b.H.
 Mitterbergstrasse 36, 8962 Gröbming

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
 Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
 Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfsgasse 3
 Obmann: Martin Engelberg
 Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
 Kassiererin: Ida Salamon
 Grundsätzliche Richtung:
 NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
 Österreich und für ihnen nahestehende, an
 jüdischen Fragen interessierte Menschen.
 NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Seyran Ateş

Seite 6



Georg Gaugusch

Seite 14

Leitartikel

Das Projekt NU 3

Aktuell

Seyran Ateş spricht über ihren Kampf für einen liberalen Islam 6

Warum Gudenus ein Mahnmal für ermordete Wiener Juden will 10

Der ehemalige Aspangbahnhof als Platz des Gedenkens 12

Unterwegs mit

Georg Gaugusch am Wiener Zentralfriedhof 14

Nahost

Erinnerungen und neue Gedanken zu Israel von Michael Reinprecht 17

Zweckverbindungen und wechselnde Koalitionen im Nahen Osten 18

Jüdisches Leben

Birobidschan – Der „Judenstaat“ am Ende der Welt 20

Ben Dagan, Experte für Sicherheitspolitik 24

Die verborgenen Juden von Ponta Delgada 28

Über die Wiederherstellung der Großen Synagoge in Vilnius 31

Sarajevo – Ein Friedhof für Scharfschützen 32

Kultur

„Das Tagebuch der Anne Frank“ als Graphic Diary 34

„evolution auf b“ – Doku über den Komponisten Karl Schiske 36

„Biedermeier in Wien. Architektur zwischen 1800 und 1850.“ 37

David Popper zum 175. Geburtstag 38

Rezension

„The Jews of Nazi Vienna, 1938-1945: Rescue and Destruction“ 40

„Ich bin ein Zebra. Eine jüdische Odysee“ 41

„99 Songs – Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts“ 42

Standards

Telegramm aus Netanja und Kohnversationen 39

Engelberg 43

Rätsel 44

Vor 15 Jahren im NU 45

Autoren 46

Dajgezzen & Chochmezzen 47

Mutig und laut

Seyran Ateş kämpft für einen liberalen Islam. Das macht sie zum Hassobjekt orthodoxer Männer und gefährdet ihr Leben. Peter Menasse hat mir ihr über ihre Motive und Positionen sowie über das von ihr mitbegründete europäische Volksbegehren „Stop Extremism“ gesprochen.

FOTOS: HANS HOCHSTÖGER

Seyran Ateş ist seit langem unbeugsam auf der großen Reise durch das Feuer. Die Anwältin, die aus einer türkisch-kurdischen Familie stammt und im Alter von sechs Jahren nach Deutschland kam, hat den Kampf um Gleichberechtigung und persönliche Freiheit früh aufgenommen und bis heute konsequent gefochten. Während des Jus-Studiums arbeitete sie in einer Berliner Informationsstelle für türkische Migrantinnen, die mit häuslicher Gewalt konfrontiert waren. 1984 drang ein Mann in das Zentrum ein, erschoss die Klientin, mit der sie gerade redete, und verwundete Seyran Ateş. Sie überwand ihre schweren Verletzungen, beendete ihr Studium und widmete sich danach der Arbeit als Anwältin. Sie forderte als Erste einen eigenen Straftatbestand gegen Zwangsverheiratung, trat für Hausbesuche von

Sozialarbeitern in Familien mit türkischer und kurdischer Herkunft ein, um Frauen und Männer vor Zwangsehen schützen zu können, und engagierte sich ganz allgemein für eine zeitgemäße Auslegung des Islam.

Im Jahr 2006 wurde sie erneut angegriffen, diesmal vom geschiedenen Ehemann einer Klientin. Nach einer Reihe von Morddrohungen zog sie sich 2009 aus der Öffentlichkeit zurück. Schließlich aber eröffnete sie drei Jahre später erneut ihre Anwaltskanzlei, die vor allem für hilfesuchende Frauen offensteht.

Eine Moschee für alle

Im Vorjahr ließ sich Seyran Ateş zur Imamin ausbilden und eröffnete in Berlin gemeinsam mit sechs Mitstreitern die Ibn-Rushd-Goethe-Moschee. Dort beten Frauen und Männer gemeinsam, was zu riesiger Empörung von vielen Seiten geführt hat. Es ist ein Leben mit Todesdrohungen, Beleidigungen und Beschimpfungen, das Ateş führt, unerschrocken und unbeirrbar. Die Gründung der Moschee sei auf eine Kritik des CDU-Politikers Wolfgang Schäuble zurückzuführen, sagt sie uns in einem Gespräch in einem Wiener Hotel, bei dem wir von Sicherheitsleuten umgeben sind.

„Ich war ab 2006 Mitglied der deutschen Islamkonferenz. Drei Jahre später hat man mich nicht mehr eingeladen. Das geschah auf Druck der islamischen Verbände, weil ich als Feministin nicht erwünscht war. Zu dieser Zeit hat Herr Schäuble immer wieder gesagt, dass wir liberalen und moderaten Muslime uns nicht so viel beschweren, sondern uns selbst orga-

nisieren sollten, um als alternative Ansprechpartner für die Politik zur Verfügung zu stehen.“ Die Idee war geboren, wenn es auch noch acht Jahre dauerte, bis sie umgesetzt wurde. Nach vielen Gesprächen kristallisierte sich heraus, dass es kein Verein oder Klub werden sollte, sondern eben die Moschee.

Noch sind es kleine Anfänge, behindert durch die permanenten Drohungen von Seiten der radikalen Gegner. Es sind rund zwanzig feste Gemeindeglieder und weitere fünfzig gelegentlich zum Beten vorbeikommende Gläubige, die es wagen, Teil dieser Revolution zu sein.

Der Islam und seine Auslegungen

Seyran Ateş führt die unterschiedlichen Auffassungen in der Auslegung des Islam darauf zurück, dass der Islam sich von der Aufklärung abgewendet hat. „Schauen Sie auf die katholische Kirche, die Kreuzzüge, auf die Entstehungsgeschichte der Religion, schauen Sie auf die orthodoxen Juden. Wenn man in die Orthodoxie geht, dann sind die monotheistischen Religionen in der Frauenfrage kaum unterschiedlich. Der Islam ist aber seiner Zeit hinterher, weil er sich, just als der Aufklärungsprozess im Westen eingesetzt hat, also am Ende des Mittelalters, von der Wissenschaft und der Philosophie abgewandt hat, während sich das Christentum genau in die andere Richtung entwickelte.“

Sie und ihre Mitstreiter hätten den Namen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee gewählt, um auf frühe Verbindungen von Orient und Okzident hinzuweisen. „Ibn Rushd hat Aristoteles zur Idee der Aufklärung geführt. Ohne ihn wäre das

Im Vorjahr ließ sich Seyran Ateş zur Imamin ausbilden und eröffnete in Berlin gemeinsam mit sechs Mitstreitern die Ibn-Rushd-Goethe-Moschee. Dort beten Frauen und Männer gemeinsam, was zu riesiger Empörung von vielen Seiten geführt hat.



„Wir wollen mit der Moschee dorthin zurück, wo die Wurzeln des Islam liegen.“

nicht gegangen. Goethe wiederum hat die Spiritualität, Mystik und Poesie in der Sprache des Koran entdeckt. Wir wollen mit der Moschee dorthin zurück, wo die Wurzeln des Islam liegen. Die Kernaussage ist, wie bei allen Religionen, die Liebe. Die Liebe zu anderen Menschen, zu Gott, die Nächstenliebe und die Barmherzigkeit. Es geht um Spiritualität, um die Suche nach Antworten auf schwierige Fragen, ja um die Frage nach dem Sinn des Lebens“, sagt Ateş mit großer Überzeugungskraft und Energie, so als ob sie hier im versteckten Winkel des Hotels predigen wollte. Sie ist von ihrer Mission tief überzeugt.

Die Sache mit den unterschiedlichen Auslegungen des Islam erinnert an einen Witz, der wahlweise in Israel gilt oder auch bei der österreichischen Nationalmannschaft. Die Israeli sind allesamt Präsidenten und wissen besser als ihre Regierung, wie ihr Staatswesen organisiert gehörte. Die österreichischen Fußballfans wiederum wissen allesamt die richtige Aufstellung ihrer Mannschaft besser als der Trainer.

„Wenn zwei Muslime zusammenkommen, gibt es drei Interpretationen über den Islam“, meint die Anwältin im gleichen Sinn. „Das kommt daher, dass der Islam eine individualistische Religion ist, die keine Institution zwischen den Einzelnen und Gott kennt. Überall, von Marokko bis Tunesien, am Balkan oder in der Türkei gibt es ganz andere Auffassungen, als wir sie beispielsweise in Saudi-Arabien finden. Und von der arabischen Halbinsel ausgehend hat sich der Islam jeweils dort, wo er angekommen ist, auf ganz eigene Weise entwickelt. Daher haben wir diese extreme Vielfalt. Dazu kommt das extreme Festhalten am Text, das keine Veränderung und Entwicklung zulässt.“

Der Hass auf Juden

Wie aber, fragen wir Seyran Ateş, kommt es zu einem derart großen Hass auf Juden innerhalb der muslimischen Gemeinschaft? Sie hat eine philosophische und eine konkrete Antwort darauf: „Weil wir Cousins und Cousinen sind, die sich gespalten und getrennt haben“, meint sie zum einen,

und „weil der Antisemitismus in fast allen muslimischen Ländern tradiert wird. Wenn er nicht in der Schule unterrichtet wird, so wird er jedenfalls in den Familien von Generation zu Generation weitergegeben. Der türkische Präsident Erdoğan hat einmal eine Studie zum Thema Rassismus machen lassen. Ich glaube mich zu erinnern, dass 80 oder 90 Prozent gesagt haben, dass sie keine Juden als Nachbarn wollten.“

In der Ibn-Rushd-Goethe-Moschee wird der Antisemitismus thematisiert. Seyran Ateş ist auch in dieser Frage eindeutig: „Als im Jahr 2014 der Konflikt zwischen Palästina und Israel eskalierte, saß ich am Fernsehgerät, und mir kamen die Tränen. Ich bin sehr nahe am Wasser gebaut. Warum muss das sein? Ich musste etwas unternehmen. So habe ich meine Freundin Lala Süsskind, die frühere Vorsitzende der Berliner Jüdischen Gemeinde, angerufen, und wir machen seitdem in unregelmäßigen Abständen eine Mahnwache am Brandenburger Tor, und zwar Musliminnen, Jüdinnen, Christinnen, Atheistinnen, Homosexuelle und

Seyran Ateş führt die unterschiedlichen Auffassungen in der Auslegung des Islam darauf zurück, dass der Islam sich von der Aufklärung abgewendet hat.

Buddhistinnen gemeinsam. Lala, die Jüdin und ich, die Muslimin, stehen Schulter an Schulter.“

Stop Extremism

Seyran Ateş hat gemeinsam mit anderen die Initiative „Stop Extremism“ gegründet. Es ist das ein von der EU-Kommission genehmigtes europäisches Volksbegehren, das von der Politik konkrete Schritte gegen alle Formen der Diskriminierung, Gewalt und Unterdrückung fordert. Es geht dabei um ein Maßnahmenpaket gegen Terror, für den Schutz von Minderheiten und für ein friedliches Miteinander.

Ein solches Volksbegehren braucht eine Million Unterschriften von Bürgern aus der Europäischen Union, um von der Kommission behandelt zu werden. Auf der Homepage heißt es: „Die Politik hat lange genug weg-

gesehen! Europa hat jahrzehntelang um Frieden und Sicherheit gekämpft, wir lassen uns unsere Freiheit nicht mehr nehmen. Wir fordern von der EU ein gemeinsames konsequentes Vorgehen aller europäischen Länder gegen jede Form des Extremismus.“ Unterstützung kann über die Homepage <https://www.stopextremism.eu/> geleistet werden.

Einer der Mitgründer ist der österreichische Politiker Efgani Dönmez. Ihm wurde zuletzt vorgeworfen, dass er zwar stets die Türkei und Katar kritisieren würde, nicht aber Saudi-Arabien, und es wurde angedeutet, dass aus dem Königreich Geld an die Initiative fließen würde. Dönmez weist das scharf zurück, und Seyran Ateş ist davon überzeugt, dass es keine solche Geldflüsse gegeben hat. Von außen betrachtet, kann man den Eindruck

gewinnen, dass Dönmez hier ein Opfer des schmutzigen österreichischen Wahlkampfs geworden ist.

Ateş sieht diese Unterstellungen daher sehr entspannt. Sie würde sich allerdings durchaus wünschen, dass auch liberale Muslime das Projekt mitfinanzierten, meint sie mit vergnügtem Lächeln. „Ich wäre sehr dankbar dafür und würde die Kontonummer von Stop Extremism gleich hergeben.“

Warum sie laut ist

Was immer Seyran Ateş sagt, kommt mit großer Energie daher. „Ich habe mich irgendwann dafür entschieden, laut zu sein. Ich war lange Zeit leise. Nachdem ich angeschossen wurde oder auch nach meinem allersten Buch, das 1983 unter einem Pseudonym erschienen ist. Ich habe irgendwann, das war ab 2003, nachdem ich Anwältin geworden bin und immer noch Mandantinnen erlebte, die zwangsverheiratet wurden, für mich entschieden, mit meinem Buch *Große Reise ins Feuer* nochmal laut zu werden. Und dann noch einmal lauter, weil es für mich unerträglich war, dass zwanzig Jahre seit meinem 1983 geschriebenen Buch vergangen waren und sich die Situation der Frauen so wenig geändert hatte. Und die Gesellschaft war sich dessen nicht bewusst. Als ich dann den eigenen Straftatbestand Zwangsverheiratung einforderte, habe ich Anfeindungen sogar von linker Seite bekommen. Da waren Sozialdemokraten und Grüne darunter, was mich total irritiert hat. So wurde mir klar, dass ich laut sein musste, um etwas zu erreichen. Im Jahr 2011 gab es dann doch den Tatbestand Zwangsehe im deutschen Strafrecht. Ein Beleg dafür, dass du nur was zum Essen kriegst, wenn du schreist.“

Wir trennen uns, sie begleitet von ernst blickenden Männern. Es ist der deutsche Staat, der sie schützen muss, weil sie für die Gleichheit der Geschlechter und eine liberale Form der Religion eintritt.

nu

„Mir wurde klar, dass ich laut sein musste, um etwas zu erreichen.“



SIE HABEN BEIM STANDARD NICHTS ZU SUCHEN!

**Die besten Jobs und Immobilien
einfach finden lassen.**

Mit dem Suchagenten auf derStandard.at

**JETZT
ANMELDEN!**

derStandard.at



Abkehr von der Holocaustleugnung

Warum will Johann Gudenus ein Mahnmal für die ermordeten Wiener Jüdinnen und Juden?

VON IRENE BRICKNER (TEXT UND FOTO)

Johann Gudenus ist ein Mann der Rechten, einiges weist darauf hin, dass man auch „der extremen Rechten“ sagen kann. Der Sohn einer 1907 von Kaiser Franz Joseph in den Grafenstand erhobenen Familie ist Mitglied einer deutschnationalen schlagenden Schülerverbindung – der Wiener penalen Burschenschaft Vandalia. In der FPÖ ist er ein Politiker der ersten Reihe: der 41-jährige Wiener Vizebürgermeister gilt in seiner Partei durchaus als ministrabel.

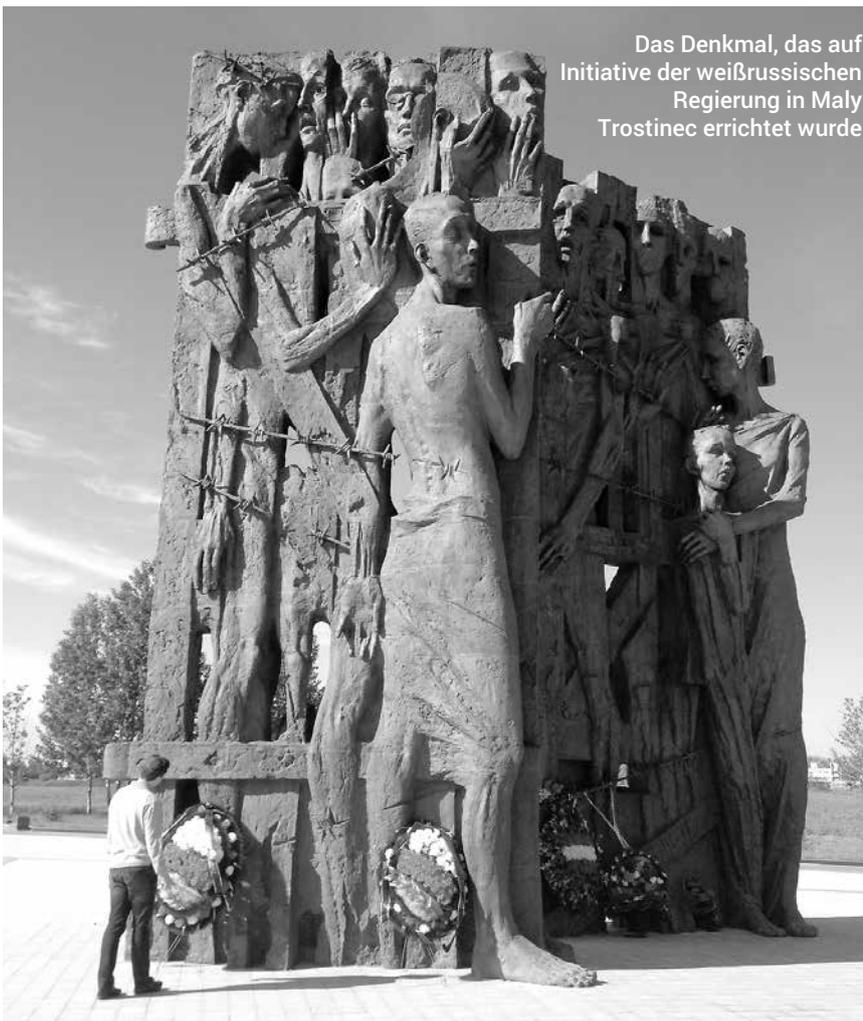
Daher würde man, dem politischen Kompass Österreichs folgend, wie er seit Gründung der Zweiten Republik galt, Gudenus nicht auf der Seite einer Initiative vermuten, die sich das Gedenken an bisher fast vergessene Opfer des Völkermords der Nazis an den Juden zur Aufgabe macht. Doch genau das ist das Fall.

Im heurigen Juni stand Gudenus kurz davor, einen Beschlussantrag für eine „ideelle und finanzielle“ Beteiligung der Bundeshauptstadt am Bau eines Denkmals für die in Maly Trostinec ermordeten rund 13.500 Wiener Juden und Jüdinnen im Wiener Landtag einzubringen. Die Errichtung eines Grabmals mit den eingravierten Namen aller an dem im heutigen Weißrussland liegenden Ort erschossenen und vergasteten Menschen wird seit Jahren von der Initiative Malvine der Wiener Mediatorin Waltraud Barton gefordert.

Der Blauen-Beschlussantrag brachte im Wiener Landtag die Grünen ins Schwitzen. Sie wollten einen Alleingang der FPÖ bei diesem antifaschistisch konnotierten Thema verhindern. In letzter Minute gelang es ihnen, ein Allparteien-Papier auf die Beine zu stellen. In den Wochen davor hatten sich SPÖ und ÖVP bedeckt gehalten.

„Ich bin kein Klon meines Vaters“

In seinem Papier unterstützt der Wiener Landtag und Gemeinderat einen Entschließungsantrag des Nationalrats von Oktober 2016, der wiederum die Bundesregierung einstimmig auffordert, in Maly Trostinec für die „Umsetzung und Finanzierung eines würdigen Denkmals“ zu sorgen. Beide Beschlüsse sind bislang folgenlos geblieben. Bundeskanzler Christian Kern (SPÖ) und Außenminister Sebastian Kurz (ÖVP), in inniger Feindschaft voneinander entzweit, schoben einander



Das Denkmal, das auf Initiative der weißrussischen Regierung in Maly Trostinec errichtet wurde

wechselseitig die Verantwortung fürs Geldaufbringen zu.

Auch den FPÖ-Mann Gudenus könnte das Thema Maly Trostinec bald wieder einholen, sei es im bis 2020 bevorstehenden Wiener Wahlkampf oder gar in der Bundesregierung. Vor Redaktionsschluss verhandelte der schlagende Burschenschafter bei den türkisblauen Koalitionsgesprächen das Kapitel Außenpolitik für die FPÖ.

Umso wichtiger für den künftigen Umgang des offiziellen Österreich mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit ist daher die Frage: Was will Gudenus in Maly Trostinec? Ist sein Engagement pures Kalkül? Oder zeigt sich darin eine Abkehr von der Holocaustverleugnung und dem Antisemitismus, die in weiten Teilen der FPÖ jahrzehntelang vorherrschten, ähnlich wie es in Frankreich Marine Le Pen dem Front National verordnet hat? Oder, anders gefragt: Sind Initiativen wie jene der FPÖ zu Maly Trostinec ein Hinweis, dass diese Partei für Juden und Jüdinnen akzeptabler geworden ist? Vielleicht sogar wählbar?

„Ich bin kein Klon meines Vaters“, sagt Gudenus in einem *Kurier*-Artikel vom 8. April 2017. Zusammen mit dem jüdischen Wiener FPÖ-Nationalratsabgeordneten David Lasar und einem *Kurier*-Redakteur war er nach Weißrussland gereist und hatte am „Tor der Erinnerung“ in Maly Trostinec – einer großen, zweigeteilten Skulptur aus Stein, die ausgemergelte und gefesselte Menschen darstellt – einen Kranz mit rot-weiß-rot-blumenschmuck und Banderole niedergelegt.

Auch die Blagowtschina besuchte Gudenus an diesem Tag: jenen in der Nähe gelegenen Wald, in dem die Massenerschießungen und Vergasungen der aus Wien deportierten Jüdinnen und Juden sowie zehntausender anderer stattfanden. Dabei wurden sogenannte Gaswagen eingesetzt, in denen die Menschen durch ins Wageninnere geleitete Auspuffgase erstickten. Dies gilt als Vorform des systematischen Vergasens in eigens errichteten Kammern, deren Existenz sein Vater, der 2016 verstorbene John Gudenus, geleugnet hatte. Dafür wurde dieser gerichtlich verurteilt. „Wir waren in dieser Frage nicht einer Meinung“, sagt, laut *Kurier*, Johann Gudenus über seinen

Vater. Sowie, konturlos und seltsam unbestimmt, zu Maly Trostinec: „Es ist unbegreifbar, was hier passiert ist.“ Ein persönliches Gespräch mit ihm für **NU**, Face to Face oder am Telefon, scheiterte trotz dreimaligen Anlaufs und Bemühungen des Wiener FPÖ-Presse-sprechers an Unabkömmlichkeiten auf beiden Seiten.

Blockiert auf Regierungsebene

Keinen Kontakt mit Gudenus hatte bisher auch die Grabmals-Projektinitiatorin Barton. Nicht er, sondern Lasar habe sie im heurigen Frühjahr kontaktiert, um sie zu fragen, ob sich die FPÖ bei ihrem Wiener Beschlussantrag auf ihre Aktivitäten berufen könne. „Im Totenbuch von Maly Trostinec steht der Name Lasar sechsmal“, sagt Barton, „ich habe erwidert, dass wir auf privater Ebene in Maly Trostinec also die gleichen Interessen haben“. Die FPÖ-Initiative selbst habe sie aber nicht unterstützen wollen: „Es gibt ja ohnehin den einstimmigen Allparteiantrag des Nationalrats.“ Fest stehe, so Barton: „Gudenus und die FPÖ können sich die Unterstützung für das Grabmal in Maly Trostinec auf die Fahnen heften, weil die Bundesregierung bisher nicht tätig geworden ist.“ Nach dem Nationalratsentschlussantrag „hätte Kanzler Kern als Regierungschef einfach sagen können, wir machen und finanzieren es.“ Bis zur Bildung der neuen Regierung könne Kern das immer noch, betont die Projektinitiatorin. Auch von der Israelitischen Kultusgemeinde würde sie sich „noch mehr ideelle Unterstützung für das Grabmal wünschen. Ein bisschen mehr Druck von dieser Seite würde dem Projekt sicher nützen.“

Das gegenseitige Misstrauen von SPÖ und ÖVP habe das Projekt auf Regierungsebene blockiert, sodass sie Gudenus und der FPÖ das Feld überlassen hätten, meint auch Richard Meisel, Psychotherapeut aus Wien. Als Quelle der rot-schwarzen Ablehnung vermutet er nicht aufgearbeitete Geschichte, „vor allem bei der ÖVP“. Sie und die SPÖ würden immer wieder auf ihre offene Feindschaft im österreichischen Bürgerkrieg 1934 und den darauffolgenden klerikalfaschistischen Ständestaat zurückgeworfen.

So gerate die FPÖ in die Rolle eines freier agierenden Dritten, „sogar bei

einem Thema wie Maly Trostinec“. Zumal bei den Blauen angesichts der nur wenigen in Österreich lebenden Juden „der Antisemitismus zugunsten der Muslimen ablehnung in den Hintergrund geraten ist“, wozu Meisel auch meint: „Ich könnte mir vorstellen, dass es in der FPÖ, was Juden betrifft, zwei verschiedene Realitäten gibt: eine offizielle und eine inoffizielle.“

Andreas Peham, Rechtsextremismusexperte beim Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (DÖW), vermutet eine weitere Doppelwahrnehmung bei der FPÖ: „Man unterstützt, wenn es sich um ein Denk- oder Mahnmalprojekt im Ausland handelt. Im Inland schaut es anders aus“, sagt er unter Hinweis auf etliche Blauen-Proteste gegen antifaschistische Straßenumbenennungs- und Denkmalpläne in Österreich.

Im vergangenen Mai fuhr Meisel mit Bartons Initiative Malvine nach Minsk. Ein Onkel und eine Tante von ihm wurden in der Blagowtschina ermordet. Sollte dort auf Mitbetreiben einer möglicherweise in der Regierung befindlichen FPÖ ein Mahnmal für die ermordeten Wiener Jüdinnen und Juden errichtet werden, wäre das angesichts der antisemitischen Traditionen in dieser Partei „eigentlich ein Wahnsinn“, sagt er. Miron Neugasser, ein Musiker aus Wien, der im Frühjahr mitreiste, um seine in Maly Trostinec ermordeten Großeltern zu betrauern, bringt es auf den Punkt: „Sie würden es im Namen des österreichischen Staates tun. Ihnen täte das nicht weh.“

nu

איך אומרים ... ?

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beedeter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם

מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN – DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH – HEBRÄISCH / HEBRÄISCH – DEUTSCH

תרגומים

תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית – עברית / עברית – גרמנית

טל': +43 0699 11788119 Mobil:
דוא"ל: julius.dem@chello.at E-Mail:

Damit es nicht mehr passiert

47.035 Menschen wurden vom NS-Regime vom ehemaligen Aspangbahnhof deportiert. Ein neues Mahnmal soll den Platz als Gedenkstättenort ins Bewusstsein bringen.

VON FRANZ PICHLER

Als ich in den 1970er-Jahren meinen damals fünfjährigen Sohn von seinen Großeltern abholte und mit ihm zum Gelände des Aspangbahnhofs spazieren wollte, sagten mir die

wissenden Großeltern: „Das ist nichts für euch, geht woanders hin.“ Sie waren der Meinung, dass diesem Ort etwas Unbegreifliches anhaftete, das nicht nur darauf zurückzuführen war, dass der Bahnhof aufgelassen und das Gelände mit von Unkraut bewachsenen Erdhügeln übersät war. Erst als ich 40 Jahre später gegenüber dem Aspangbahnhof im modernen Viertel „Eurogate“ eine Wohnung bezog, wurde mir die Geschichte des Viertels durch einen kleinen Gedenkstein bewusst.

Von diesem Bahnhof aus wurden in den Jahren zwischen 1939 und 1942 insgesamt 47.035 Jüdinnen und Juden in 47 Transporten in nationalsozialistische Ghettos, Vernichtungslager und Mordstätten deportiert. Nur knapp

tausend Opfer überlebten. Die Übernahme der Verantwortung und das Erinnern gingen nur langsam vor sich: 1983 wurde der erwähnte Gedenkstein aus privaten Mitteln errichtet, 1995 der Vorplatz dann in „Platz der Opfer der Deportation“ umbenannt. Mit der Umgestaltung des Geländes des ehemaligen Aspangbahnhofs in ein modernes Wohnviertel sowie der Errichtung des Leon Zelman Parks wurde auch die Neugestaltung eines Mahnmals aktuell. Es wurde eine Ausschreibung durchgeführt, aus der im Jahr 2015 das Künstlerduo PRINZpod als Sieger hervorging: Zwei über eine Länge von 30 Metern konisch zusammenlaufende Betonschienen erinnern an die Gleisanlagen des 1977 abgerissenen Bahn-



Die Schienen führen in einen dunklen, hohlen Betonblock, Symbol für den Tod.

© CC BY-SA 4.0/CHRISTIAN MICHELDES

Initiative Aspangbahnhof: Geschichte der Mahnwache

Im Jahre 1983 wurde von einer Privatperson ein Gedenkstein zur Erinnerung an die tausenden Deportierten im vorderen Teil des heutigen Leon Zelman Parks aufgestellt. Dieser immer mehr der Verwahrlosung anheimgefallene Stein wurde von der inzwischen verstorbenen Anrainerin Hanna Pils, der Begründerin der „Initiative Aspangbahnhof“, im Jahre 1988 wiederentdeckt. Sie machte unermüdlich Politiker und Journalisten darauf aufmerksam, dass hier immer noch Geschichte verdrängt wurde. Schließlich erreichte sie, dass das Stadtgartenamt den Stein mit Blumen verzierte.

Die Waldheim-Affäre zu Ende der 1980er-Jahre und die aufsehenerregende Rede des damaligen Bundeskanzlers Franz Vranitzky im Juni 1993 an der Hebräischen Universität Jerusalem beendeten die These von Österreich als Opfer des Nationalsozialismus. Diese Ereignisse und der damals scheinbar unaufhaltsame Aufstieg von Jörg Haider führten zu einer Politisierung vieler junger Menschen gegen eine rechte Politik

und für die Aufarbeitung der Ereignisse in der Schoa. So entstand auch die „Initiative Aspangbahnhof“, die bereits 1994 die erste Mahnwache beim Gedenkstein organisierte. Im Gedenken an die Opfer der Novemberpogrome von 1938 wurde an jedem 9. November seither eine Veranstaltung durchgeführt. Schließlich entstand langsam Bewusstsein für das, was die Initiative wollte. 1995 wurde der Vorplatz des Bahnhofs zum „Platz der Opfer der Deportation“ umbenannt.

Im Zuge der Planung des Eurogate-Viertels und der Anlegung des Leon Zelman Parks wurde überlegt, ein sichtbares und würdiges Denkmal zur Erinnerung an die Schoa am ehemaligen Aspangbahnhof zu errichten.

So gab es bereits um 2005 Überlegungen zu einem Mahnmal in Form einer 30 Meter langen Mauer, in der die Namen der Deportierten eingraviert werden sollten. Das rund fünf Meter hohe Mahnmal sollte in einer Versenkung angebracht werden, was seitens einer Bürgerinitiative

im Hinblick auf den geplanten Bildungscampus und wegen der angeblichen Gefahr für spielende Kinder abgelehnt wurde.

Ein neuerlicher Wettbewerb wurde seitens der KÖR (Kunst im öffentlichen Raum) ausgeschrieben, der zum jetzigen Denkmal (siehe Artikel) führte. Trotz der über Jahrzehnte laufenden Aktivitäten der Mahnwache, der heute unter anderem der Bund der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer, oder auch Peter Menasse, der Chefredakteur des Magazins **NU**, und Gruppen junger Menschen angehören, wurden diese weder beim ersten noch beim zweiten Versuch der Denkmalplanung einbezogen. Auch bei der Eröffnung redeten vor allem Politiker und Funktionäre der IKG. Jene Menschen aber, die jahrzehntelang um die Anerkennung der Opfer gerungen hatten, wurden mit Hinweis auf eine übervolle Rednerliste ignoriert.

Auch wenn die Vertreterin der KÖR bei der Eröffnung auf die Mahnwache am 9. November 2017 hinwies, bleibt ein schaler Nachgeschmack.

hofs. Die Schienen führen in einen dunklen, hohlen Betonblock, Symbol für den Tod, das Nichts, das Vergessen.

„Schleichts euch“

Der Überlebende Herbert Schrott, Jahrgang 1926, erinnert sich: „Wir sind vom Sammellager Malzgasse zum Aspangbahnhof gebracht worden. Bei einem Stopp an der Kreuzung Rennweg riefen uns Passanten höhnisch zu: ‚Schleichts euch, damit ma endlich die jüdische Bagage loswerd’n.‘ Dann ging es weiter nach Theresienstadt, wo 1944 der Propagandafilm *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt* gedreht wurde. Fast alle Juden aus Theresien-

stadt wurden danach vernichtet.“

Um dem Vergessen entgegenzuwirken, hat der Bezirk die Anlagen im Eurogate-Viertel nach jüdischen Opfern benannt: Den Park nach Leon Zelman, einem Überlebenden des KZ Auschwitz und langjährigem Leiter des Jewish Welcome Service Vienna, sowie den noch zu errichtenden Bildungscampus nach Aron Menzer, dem charismatischen jüdischen Pädagogen und Retter hunderter jüdischer Kindern, der selbst ermordet wurde.

Auch die Wege und Promenaden zwischen den Wohnblöcken tragen die Namen jüdischer Opfer. Diese Benennungen sollen Schulkindern des

Bildungscampus vermitteln, was direkt unter den Augen der damaligen Bewohner passiert ist. Damit es nicht mehr passiert.

Am 7. September 2017 wurde schließlich auf dem Gelände des ehemaligen Bahnhofs, in der Nähe der Schnellbahnstation Rennweg, im Leon Zelman Park das neue „Mahnmal Aspangbahnhof“ eröffnet. Die Veranstaltung wurde von KÖR (Kunst im öffentlichen Raum) organisiert, wobei zwar für eine Reihe von Politikern Redezeit veranschlagt wurde, die seit vielen Jahren aktive „Initiative Aspangbahnhof“ jedoch vollkommen von einer tragenden Rolle ausgeschlossen blieb. **nu**

Um dem Vergessen entgegenzuwirken, hat der Bezirk die Anlagen im Eurogate-Viertel nach jüdischen Opfern benannt. Auch die Wege und Promenaden zwischen den Wohnblöcken tragen die Namen jüdischer Opfer.

Hinter mir gehen hundert Leute

Einen Termin mit Georg Gaugusch zu fixieren, ist keine leichte Angelegenheit. Hat er doch zwei Berufe, die ihn so ausfüllen, dass nur wenig Flexibilität besteht.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Vormittags schreibt Georg Gaugusch am dritten Band von *Wer einmal war*, jenem Jahrhundertwerk, das die Familiengeschichten des jüdischen Wiener Großbürgertums von 1800 bis 1938 wieder ins Gedächtnis ruft. Diesmal S-Z. Am Nachmittag leitet er das traditionsreiche Familienunternehmen Jungmann & Neffe, das früher den Titel eines k. und k. Hoflieferanten trug.

Wir verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen und gehen gemeinsam in das „Archiv“ von Georg Gaugusch, auf den Zentralfriedhof, 1. Tor. „Der Friedhof ist sogar noch mehr als ein Archiv. Hier findet man das letzte, das von einem Menschen bleibt. Wenn man biographisch arbeitet, sagt das einiges aus. Warum bauen sich der Herr Bosel oder die Gutmanns ein kleines Mausoleum für sich und ihre Familien? Das war ihnen offenbar wichtig. Es wird nicht viele in der Kultusgemeinde geben, die wissen, wer diese Leute waren. Vielleicht kennt man noch den Namen des Kantors Salomon Sulzer, aber sonst?“

Jungmann & Neffe

Mit Georg Gaugusch durch den Friedhof zu gehen, ist ein ganz besonderes Erlebnis. Wir halten vor nahezu jedem Grabstein in der ersten Reihe, und er erzählt die Geschichte der Familien, woher sie kamen, wer mit wem verschwägert war, wie man sich das Vermögen erarbeitete und wohin die Familien später zerstreut wurden.

Zum ersten Mal war er Anfang der 1990er-Jahre hier auf dem Zentralfriedhof. Der Ausgangspunkt war sein Interesse an der Geschichte seiner Firma. „Ich wollte wissen, wo Wilhelm Jungmann, der Gründer unseres Geschäftes, begraben ist. Er war ja 1838 bei Pressburg geboren, kam als Kind nach Wien, begann mit Schneiderzugehör, wurde dann als Stoffimporteuer wohlhabend und zog später mit seinem Geschäft auf den Albertinaplatz, wo er es mit seinem Neffen Wilhelm Dukes führte. Da er keine Kinder hatte, war es ihm wichtig, dass seine Nachfolger sein Mausoleum pflegen sollten. Als ich hierherkam, war die Grabstätte sehr verwahrlost, ich habe sie umgehend renovieren lassen.“

Damals begann er, die Firmengeschichte akribisch zu recherchieren.





**Georg Gaugusch
und Danielle Spera
am Zentralfriedhof**

Für das Buch anlässlich der Ausstellung „Kauft bei Juden. Geschichte einer Wiener Geschäftskultur“ hat er sie minutiös niedergeschrieben. Schon allein, um herauszufinden, unter welchen Umständen sein Urgroßvater die Firma Jungmann & Neffe just 1942 gekauft hatte. Da kam auch der tragische Aspekt ans Tageslicht, dass sich Paul Stefan Dukes, der nach dem Tod seines Großonkels Wilhelm Jungmann das Geschäft übernommen und mit einem gefälschten Ariernachweis eine Zeit lang durchgekommen war, im Oktober 1940, wenige Stunden bevor er zu einem Verhör erscheinen sollte, aus dem Fenster der Wohnung am Lueger-Ring gestürzt hatte. Die Witwe von Paul Stefan Dukes, Vera, die zu diesem Zeitpunkt bereits nach Ungarn geflüchtet war und in den 1950er-Jahren nach Kanada ausgewanderte, verkaufte das Geschäft 1942 an den Urgroßvater von Georg Gaugusch, den Textilhändler Walter Suchy, der es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu einer neuen Blüte führte. Nach der Großmutter und dann seiner Mutter führt Georg Gaugusch das Geschäft seit 2005 nun in vierter Generation, wobei er bereits als Bub im Geschäft aushalf. Weder seine

Mutter, die Biologin war, noch er als Absolvent der Technischen Biochemie waren sozusagen vom Fach. Dennoch führt er das Geschäft mit großer Leidenschaft, genau wie seine akribische Recherche der jüdischen Großbürger.

„Geschichte ist ein Feld, wo man viel erzählen kann, ich erforsche Geschichte, die noch nie erzählt worden ist. In Österreich ist es eine Tradition, dass Geschichte immer von einem ideologischen Standpunkt aus erzählt werden muss, egal von welchem. Als Naturwissenschaftler lehnt man eine ideologische Disposition von vornherein ab. Deswegen hat sich für Industrielle oder Menschen, die etwas für die Volkswirtschaft geleistet haben, niemand interessiert.“

Aus der Erinnerung ausgelöscht

Es ist nicht nur die Neugier, wer die Kunden und Kundinnen des früheren k. und k. Hof- und Kammerlieferanten waren, die Gaugusch antreibt – es ist ihm auch ein Anliegen, die Geschichten dieser wichtigen Familien, die so viel für den Aufbau Österreichs geleistet haben und die völlig zu Unrecht aus der Geschichtsschreibung und daher auch aus der Erinnerung ausge-

löscht wurden, wieder in den Vordergrund zu rücken.

Ob er schon als Kind ein Interesse an dieser detektivischen Arbeit hatte? „Ich bin Naturwissenschaftler, das liegt daher in der Natur der Sache, dass man Dinge, die nicht bekannt sind, entdeckt. Wenn ich im 19. Jahrhundert gelebt hätte, wäre ich sicher Entdecker oder Forscher in Südamerika gewesen. Ich probiere gern etwas Neues aus. Als Kind bin ich auf mein Fahrrad gestiegen und wohin gefahren, wo ich noch nie war, und mit 13 zum ersten Mal allein nach England. Meiner Mutter hat das nichts ausgemacht, mein Vater ist früh gestorben.“ Mit seiner Mutter hat er zwar zusammengearbeitet, dennoch blieb die Verbindung eher kühl. Obwohl er viel auf Friedhöfen unterwegs ist, besucht er das Grab seiner Mutter kaum. „Ich hätte ihr nicht viel zu sagen.“

Als Einjährig-Freiwilliger beim Bundesheer kommt er von zu Hause weg, dann geht es an die Technische Universität. Sein Kommentar: „Die Hauptuni steht am Karlsplatz, das andere Haus am Ring ...“ Gern würde er, wenn er mit der Recherche zu den jüdischen Großbürgern fertig ist, auch die Musikgeschichte neu schreiben. „Ich

Mit der Information, die Georg Gaugusch auf einem Grab findet, geht er ins Archiv, dann liest er die historischen Zeitungen, und so setzt sich langsam das Bild einer Familie zusammen.

liebe klassische Musik, aber ich hasse Mozart, den ich für eine vollkommen überschätzte Figur halte, eine typische Konstruktion des 19. Jahrhunderts. Ich höre alles vom Barock bis zum 20. Jahrhundert gern, außer Mozart und Haydn. Und Popmusik war mir immer zu laut.“ Was er auch nicht mag, sind Zimmerpflanzen und Haustiere. Die gibt es hier auf dem Zentralfriedhof ohnedies nicht, dafür sieht er hie und da ein Reh zwischen den Gräbern spazieren.

Wie die Recherche abläuft, möchte ich wissen. Zunächst kommt Gaugusch hierher und inspiziert die Grabinschriften, für die er auch hebräisch gelernt hat, mit der Anmerkung, dass er bei einem ElAl-Flug allerdings kein Cola auf hebräisch bestellen könnte. Mit der Information, die er auf einem Grab findet, geht er ins Archiv, dann liest er die

historischen Zeitungen, und so setzt sich langsam das Bild einer Familie zusammen.

Hier am 1. Tor kennt er schon alle Geschichten. Das hört sich dann, wenn man ihn begleitet, so an: „Da sind die Eisenbergers, eine uralte böhmische Industriellenfamilie, hier liegt Dr. Beer, ein Rechtsanwalt, der viele Rückstellungen gemacht hat. Herr Pollak, der Begründer der Papierfirma Myrtle Mill aus der Myrthengasse. Heilmann Kohn, Inhaber eines der größten Konfektionsbetriebe. Da die Bankiersdynastie Haber aus Lemberg, der Schwiegervater war Herr Tannenbaum. Hier die Familie Rappaport, Herbert war Filmregisseur in der Sowjetunion, er starb in Leningrad. Da das Grab von Herrn Nagel, der mit der Produktion von Elastix für Gamaschen sehr erfolgreich

wurde, weil er der einzige war. Er war auch der Gründer des Tempelvereins für den 6. Bezirk. Da liegt Herr Strasser, der Prokurist von Königswarter, wurde dann selber Bankier, hier Jacob Ritter von Jakobi, der erste Generalsekretär der Kaiser Ferdinand Nordbahn ...“ So viele Informationen. Seinen Speicher hat er immer mit, er steckt in seinem Kopf, wie Gaugusch sagt.

Fleischhauer und Fleischselcher

Manchmal wirft er auch einmal einen intensiveren Blick auf die Geschichte der christlichen Gräber am 2. Tor. Dabei hat er festgestellt, dass sich das 1. und das 2. Tor am Zentralfriedhof fundamental unterscheiden. Die wohlhabendste Gruppe dort sind die Fleischhauer und Fleischselcher, während hier am 1. Tor Industrielle und Bankiers zu finden sind. Oder interessante Frauen, wie Wilhelmine Rix, geborene Cohn, die Erfinderin der Pasta Pompadour. Die Wiener Vorläuferin von Helena Rubinstein schaffte es als junge Witwe mit sechs Kindern, mit ihrer Hautcreme und vor allem ihren innovativen Vermarktungsideen für große Aufmerksamkeit zu sorgen. Auch eine Geschichte, die Gaugusch wieder an das Licht der Öffentlichkeit brachte.

Friedhöfe haben für Georg Gaugusch nichts Unheimliches. Mit seiner Frau, der Historikerin Marie-Theres Arnbom, besucht er auch im Urlaub Friedhöfe. Oft sehen sie eine Stadt erst bei Sonnenuntergang, denn sie verbringen den ganzen Tag auf dem Friedhof. Es sei unglaublich spannend und gebe dort so viel zu entdecken: „Ein Friedhof ist ein Platz, wo die Toten über ihr Leben erzählen. Früher noch viel mehr, heute steht dort nur noch: ‚Muki ist nicht mehr.‘ Meine Schwester hat mir einmal gesagt, wenn du in Tibet an einen Toten denkst, ist ein Stück seiner Seele mit dir. Hinter mir gehen wahrscheinlich hunderte Leute ... Vor allem, weil ich schon so viele kenne.“ *nu*

„Ein Friedhof ist ein Platz, wo die Toten über ihr Leben erzählen.“



Friedhöfe haben für Georg Gaugusch nichts Unheimliches. Mit seiner Frau, der Historikerin Marie-Theres Arnbom, besucht er auch im Urlaub Friedhöfe. Oft sehen sie eine Stadt erst bei Sonnenuntergang, denn sie verbringen den ganzen Tag auf dem Friedhof.

Es ist alles so nah

Vor fünf Jahren war Michael Reinprecht, der frühere Leiter der Nahost-Abteilung des Europa-Parlaments, zuletzt in Israel. Beim Anflug auf Tel Aviv zu einem privaten Besuch und an seinem ersten Tag in Jerusalem kommen bei ihm Erinnerungen und neue Gedanken auf.

Annäherung mit dem Flugzeug. Glitzerndes Meer unter uns. Der Pilot hat gerade mit dem Sinkflug nach Tel Aviv begonnen. Die Küste ist noch weit weg und liegt im Dunst. Alles liegt hier so nah beieinander. Ich schaue durch das ovale Flugzeugfenster rechts – ja, dort ist Gaza. 2005 war der 38 Kilometer lange Küstenstreifen an der Grenze zum ägyptischen Sinai nach einem Beschluss der Mitte-rechts-Regierung unter Ariel Sharon der palästinensischen Autonomiebehörde einseitig übergeben worden, zehntausende jüdische Siedler aus 21 „Settlements“ mussten damals ihr Zuhause verlassen, teils gewaltsam von der israelischen Armee aus ihren Häusern entfernt. Ich schaue aus dem Fenster und denke an meine Reise mit einer Parlamentarierdelegation 2009 nach Gaza. Etwa zwei Millionen Menschen leben dort unter der Herrschaft der Hamas, die Israel lieber heute als morgen ins Meer werfen will.

Die Levante

Der Airbus sinkt langsam der Küste entgegen. Durch die Mittelreihe nach links geblickt – die libanesische Küste. Dort wird Israel von der Hisbollah bedroht. Ich hole die Bilder West-Beiruts aus den frühen 1980er-Jahren zurück ins Gedächtnis: bärtige Milizionäre, die mit ihren auf Pickups montierten leichten Flieger-Abwehrgeschützen in

Richtung der F-16 der Israeli Air Force zielen. Ein wenig mehr als 200 Kilometer sind es von der hippen Küstenmetropole Israels ins ehemalige „Paris des Orients“. Gäbe es Frieden, wirtschaftliche Integration, eine durchgehende Autobahn, träume ich, dann ... Die Levante, so hieß das hier einmal. Auch Damaskus ist nicht weiter weg. Seit sechs Jahren tobt der syrische Bürgerkrieg nun schon direkt an der Nordgrenze Israels.

Der Flieger dreht eine Schleife über dem Landesinneren. Jerusalem ist erkennbar. Die Hügel des Westjordanlandes auch. Ich denke an die verschiedenen Reisen mit Parlamentarier-Delegationen, mal hatten wir – politisch korrekt – im King David Hotel, dann im American Colony übernachtet. Politikerreisen ins „Heilige Land“ (klingt antiquiert, nicht?) verlangen eine gute Portion Fingerspitzengefühl. Und israelische Politiker wollten alles, nur keine Belehrungen aus Europa. Bärbeißig hatte damals Bibi Netanjahu auf die Einwendungen des Präsidenten des Europäischen Parlaments reagiert.

Jeunesse dorée

Unsanft reißt mich die Landung aus den Gedankenspielen. Ben Gurion Airport. Ruhig, sauber, hell, freundlich. Jeder Mensch hat ein Recht auf

Würde, sinniere ich, während mir der Immigration Officer lächelnd das Visum aushändigt. Es ist alles so eng beieinander hier, denke ich wieder, als ich mir an der Airport Bar ein Bagel nehme und einen verbrannt schmeckenden Kaffee. Juden, die sich ihren Traum von einem eigenen Staat verwirklicht haben, und Araber, die sich oft als Bürger zweiter Klasse fühlen. Und das Tragische ist, dass die Menschen hier verlernt haben, mit dem Kopf des Anderen zu denken, sich hineinzuversetzen in des Anderen Welt.

Tags darauf in der kleinen arabischen Taverne neben dem österreichischen Hospiz in der Via Dolorosa stochern deutsche Touristen gedankenverloren in Hummus und Falafel mit Tahine. Bei frischer Zitronenlimonade mit Nana-Minze lässt es sich hier fein sitzen und dem orientalisches-jüdischen Treiben draußen zusehen. Lauer Oktoberwind streicht angenehm durch die Altstadt. Ein paar Minuten Fußweg von hier, in den hippen Lokalen der Mamilla-Mall, inmitten der Modeboutiquen unweit des Jaffa Gate, hat die Jeunesse dorée Jerusalems Platz genommen. Von den Lautsprechern strömt unüberhörbar Lounge-Musik. Zwei Welten, nur ein paar Schritte voneinander entfernt. Es ist alles so nah hier – und doch auch so weit. *nu*



© CC BY-SA 3.0/ANAST MILLER

Unter dem Radar

Alte Feindschaften und neue Interessenslagen lassen wechselnde Koalitionen und oft überraschende neue Zweckverbindungen im Nahen Osten entstehen.

VON JOHANNES GERLOFF

Die Anstrengungen des Iran, zur Hegemonialmacht zu werden, und die Folgen des Arabischen Frühlings im Nahen Osten bringen in jüngster Zeit de facto Kooperationen hervor, die noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen wären. „Lieben werden wir euch nie“, meinte vor einiger Zeit ein hoher arabischer Militär zu einem israelischen Kollegen, mit dem er offiziell niemals hätte sprechen dürfen. „Aber wir bewundern euch. Und wir wollen von euch lernen.“

Derartige Aussagen, die keinesfalls allein stehen, sind nur nachzuvollziehen, wenn man einige grundlegende Parameter der politischen und gesellschaftlichen Landkarte des Orients versteht, die von westlichen Beobachtern oft nur am Rande, wenn überhaupt, erwähnt werden.

Sunniten gegen Schiiten

Die überwältigende Mehrheit der Muslime weltweit (80-90%) sind Sunniten. Für sie ist die schriftliche Überlieferung des Islam („Sunna“) maßgebend. Etwas mehr als zehn Prozent der Nachfolger des Propheten Mohammed sind „Schiiten“. Für sie ist die Folge der führenden Imame („Schia“), der Nachfolger des Propheten, entscheidend. Der Iran ist der mächtigste Vertreter des schiitischen Islam.

Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Spaltung kann man sehr unterschiedliche Antworten von Muslimen bekommen. Im Libanon zeigten sich

mir einige Gesprächspartner sehr stolz auf die „Su-Schi“-Ehen in ihrer Gesellschaft, die Familien, in denen Sunniten und Schiiten miteinander verschmelzen.

Wenn man allerdings zu wirklich offenen Meinungsäußerungen vordringt, bekommt man Erschreckendes zu hören, gar abgrundtiefen Hass zu spüren. So erklärt mir ein kaum 20-jähriger Palästinenser: „Ich könnte niemals in ein schiitisch dominiertes Gebiet reisen, weder im Libanon, noch in den Irak und schon gar nicht in den Iran. Mein Name, Omar, verrät mich als Sunnit. Ich würde sofort umgebracht.“

Ein Anhänger der radikalen palästinensischen Hamas erzählte, dass sich Sunniten und Schiiten regelmäßig in ihren Freitagsgebeten gegenseitig verfluchen. „Ihr Christen seid schon okay“, meinte er, „und auch die Juden. Aber die Schiiten ...“, worauf eine Tirade folgte, die darin gipfelte, dass er vorschlug, die Amerikaner sollten den



© STRINGER/AFR/PICTUREDESK.COM

Iran endlich vernichten. Wohlgermerkt: Diese Aussagen kommen von einem Mann, der einer Volksgruppe und einer Organisation angehört, die sonst alles in Kauf nimmt, was ihren Hass gegen Israel und das jüdische Volk untermauert. Und – auch das ist kein Geheimnis: Der Iran ist gegenwärtig der Hauptsponsor der Hamas.

Iraner gegen Araber

Als ich mich vor Jahren in Istanbul einmal einem dunkelhäutigen Mann als „Deutscher“ vorstellte – ich hatte mein Gegenüber anfangs für einen Inder gehalten – breitete dieser die Arme aus und rief entzückt: „Das ist ja wunderbar. Ich komme aus dem Iran. Dann sind wir ja beide Arier!“ Tatsächlich sehen sich viele Iraner als „Arier“ – ein historischer Begriff, mit dem schon der persische König Dareios I. seine Ethnie bezeichnete. Daraus wird dann auch die Vorstellung einer rassischen Überlegenheit gegenüber anderen Völkern, vor allem Arabern, abgeleitet. So ließ mich einmal ein iranischer Muslim wissen, dass man sich in seiner Gesellschaft nicht erklären könne, warum sich Allah nicht „ordentlichen Menschen“ offenbart habe, sondern „diesen unzivilisierten Kamelmilch-säufern und Eidechsenfressern aus der Wüste“.

Nun sind derlei Geschichten und Anekdoten für den westlichen Analytiker eines politischen Geschehens kaum denkbar, geschweige denn reflektiert darstellbar. Im Orient aber verschwimmen Legenden und religiöse Vorstellungen ineinander und bestimmen die Realität. Vieles an der blutig-chaotischen Lage in Nahost ist nur nachvollziehbar, wenn man ganz nüchtern derlei Klischees und Vorurteile in die Analysen mit einbezieht.

Was einmal als „Arabischer Frühling“ bejubelt wurde

Seit 2011 wurde mit dem „Arabischen Frühling“ in vielen Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas die militärische und politische, aber auch die gesellschaftliche Ordnung zutiefst erschüttert. Was im Durcheinander dieses Geschehens klar erkennbar ist, sind ständig wechselnde Koalitionen, nicht nur zwischen lokalen Akteuren, Stammesverbänden, ethnischen Grup-

pen, wirtschaftlichen Interessengruppen, politischen oder religiösen Verbindungen, sondern auch zwischen Staaten. So konnte sich etwa die Türkei von der Regionalmacht, die mit allen Spielern gute Beziehungen hat, innerhalb weniger Monate zum Außenseiter entwickeln, mit dem keiner kann. Ähnlich haben die Beziehungen zwischen Saudi-Arabien und Ägypten ein atemberaubendes Auf und Ab im vergangenen halben Jahrzehnt zu verzeichnen.

Konstanten im Chaos

Fragt man nach Konstanten im Chaos des „Arabischen Frühlings“ und seiner Folgeerscheinungen, ist festzuhalten: Im Orient darf nichts schwarz-weiß gesehen werden. Jeder Versuch, eine Verstehensschneise durch das Morgenland des Jahres 2017 zu schlagen, muss berücksichtigen, dass es zu jeder Hypothese auch unzählige Gegenbeispiele gibt.

Klar erkennbar ist, dass der Iran mit großer Geduld, langfristig konzipiert und mit eindeutigen Erfolgen seine Einflusssphäre ausbaut. Seit dem ebenso fruchtlosen wie blutigen Gemetzel des Golfkriegs zwischen Iran und Irak in den 1980er-Jahren haben die Mullahs in Teheran erkannt, dass sich ein Land nicht durch konventionelle Kriegsführung erobern lässt. Stellvertreterkriege haben sich bewährt. Iranische Führer brüsten sich heute öffentlich, vier arabische Hauptstädte zu kontrollieren: Beirut, Damaskus, Bagdad und Sana'a. Der so genannte „schiitische Halbmond“ zieht sich mittlerweile von Teheran über den Irak und Syrien bis in den Libanon hinein. Gezielt baut der Iran ihn immer weiter aus und macht ihn durch den Stellvertreterkrieg im Süden der Arabischen Halbinsel gar zur „schiitischen Zange“.

Vor diesem Hintergrund hat Israel eine ganze Liste gemeinsamer Interessen mit den großen sunnitisch-arabischen Akteuren auf der politischen Bühne des Nahen Ostens. Die Hegemonialbestrebungen des Iran sind nicht nur für Saudi-Arabien, die Emirate, Katar, Marokko und die Türkei inakzeptabel, sondern auch für die USA. Selbst Russland, das in Syrien eng mit dem Iran kooperiert, um das Regime der Assad-Familie zu stützen, schei-

nen die Bestrebungen des eigenen Bündnispartners unheimlich.

Traditionelle arabische Regime wie Syrien, Ägypten, die Emirate und Jordanien sehen sich selbstverständlich durch die Bestrebungen des sogenannten Islamischen Staates bedroht. Die gemeinsamen ideologischen Wurzeln, die IS und Al-Kaida mit der Muslimbruderschaft teilen, deren palästinensischer Zweig die Hamas ist, sind in diesem Zusammenhang nicht unbedeutend. Aus israelischer Sicht muss erwähnt werden, dass die Hamas von ihren theologischen Grundlagen her nicht nur ein Ende der Besatzung anstrebt und die Auslöschung des jüdischen Staates Israel aktiv verfolgt, sondern als Endziel die Vernichtung des jüdischen Volkes weltweit zum Ziel hat. Nachdem Obama von einem demokratischen Ägypten geträumt hatte und den US-Verbündeten Hosni Mubarak nach Jahrzehnten enger Zusammenarbeit zugunsten der Muslimbrüder hatte fallen lassen, kühlt sich das Verhältnis der USA zu den Muslimbrüdern wieder ab. Gleichzeitig scheint sich aber Saudi-Arabien an die gemeinsamen wahhabitischen Wurzeln zu erinnern und nähert sich möglicherweise der Muslimbruderschaft wieder an.

Das Verhalten des Westens, allen voran der USA, hat im Nahen Osten viele enttäuscht. Der Westen wird als unzuverlässig gesehen. Daran hat sich auch seit Trumps Regierungsantritt grundsätzlich nichts geändert. Das jüngste Stillhalten der USA in Kurdistan unterstreicht dieses Grundgefühl eher. Anshel Pfeffer von Ha'Aretz schreibt jüngst mit Blick auf Trumps Verhalten in Kurdistan: „Wieder einmal wurde ein prowestlicher Verbündeter Amerikas in der Region verraten und dem Iran erlaubt, die Oberhand zu gewinnen.“

Was bewundern die Araber an Israel und was wollen sie vom jüdischen Staat lernen? Der anfangs erwähnte arabische Offizier vertraute seinem israelischen Gesprächspartner an: „Ihr seid das einzig stabile soziale und politische System im Nahen Osten. Und ihr habt ohne jegliche natürliche Ressourcen, vor allem ohne Öl, eine der blühendsten Wirtschaften weltweit geschaffen. Das brauchen wir auch!“ *nu*



Der „Judenstaat“ am Ende der Welt

Wollte Sowjetdiktator Josef Stalin das jüdische Volk einfach loshaben oder brachliegende Gebiete im Fernen Osten urbar machen und die Grenze zu China absichern? Wahrscheinlich all das zusammen, mutmaßen Historiker.

VON CAROLA SCHNEIDER (TEXT)
UND DANIELLE SPERA (FOTOS)

1934 erklärte Stalin ein fast menschenleeres Gebiet im russischen Fernen Osten zur Jüdischen Autonomen Region – und versprach den sowjetischen Juden dort eine neue Heimat und eine goldene Zukunft. Die Realität war weniger romantisch: Die umgesiedelten Juden erwartete in Birobidzhan zunächst bittere Armut, später fegten die antisemitischen Säuberungswellen Stalins auch über die Jüdische Autonome Region hinweg. Heute leben in Birobidzhan kaum mehr Juden. Am jüdischen Erbe jedoch wollen die Bewohner – ob mit oder ohne jüdische Wurzeln – festhalten.

„Das Leben ist nicht leicht hier“

Typisch sowjetische Häuserblocks, ein überdimensionales Lenin-Denkmal am zentralen Platz in der Stadtmitte und alte Ladas, die laut durch die Straßen brausen: Auf den ersten Blick wirkt Birobidzhan wie eine typische russische Kleinstadt, in der die Menschen von den gleichen Sorgen geplagt werden wie überall in der russischen Provinz. „Das Leben ist nicht leicht hier“, erzählt Maria, die mit Taxifahren ihre kleine Pension aufbessert. „Es ist alles teuer geworden. Die Gehälter sind niedrig und die Mieten hoch. Früher gab es

Die wechselvolle Geschichte Birobidschans beginnt Ende der 1920er-Jahre, als die sowjetische Staatsführung unter Josef Stalin die jüdische Bevölkerung aufruft, in den Fernen Osten umzusiedeln.

hier mehrere Fabriken. Aber jetzt rotten sie vor sich hin. Auch unsere Schuhfabrik wurde bis auf eine Werkhalle geschlossen. Die Menschen finden kaum mehr Arbeit.“

Und doch ist Birobidschan, das tausende Kilometer östlich von Moskau an der chinesischen Grenze liegt, anders als andere russische Kleinstädte. Die Straßenschilder sind neben Russisch auch auf Jiddisch beschriftet, vor dem Bahnhof steht eine meterhohe Menora und auf dem Eingangstor des Obst- und Gemüsemarkts prangt in riesigen jiddischen Lettern der Gruß „Schalom“. „Wir Einheimischen achten nicht darauf, wir sind daran gewöhnt“, lacht Alexander, ein älterer Herr, als ich ihn darauf anspreche. „Aber wenn Gäste in unsere Stadt kommen, fragen sie, warum es hier jiddische Schilder gibt. Das freut mich! Es erinnert an unsere Geschichte.“

Die wechselvolle Geschichte Birobidschans beginnt Ende der 1920er-Jahre, als die sowjetische Staatsführung unter Josef Stalin die jüdische Bevölkerung aufruft, in den Fernen Osten umzusiedeln. Das Ziel ist ein nahezu menschenleeres Sumpfgelände an der chinesischen Grenze, das er einige Jahre später zum Jüdischen Autonomen Gebiet erklären wird. Dort erwarte sie ihr eigenes Territorium und ein besseres Leben als im Shtetl, kündigt Stalin an. „Ihr werdet dort gut leben, hat uns die Regierung versprochen. Hühner, Enten, all das werdet ihr dort haben. Goldene Berge wird es geben, hat es geheißt“, erzählt Michail Kesselbrenner, den ich in seiner Wohnung im Zentrum von Birobidschan treffe. Er ist 1945 als Teenager mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester aus der Ukraine nach Birobidschan übersiedelt. Die Nazis hatten seinen Vater ermordet, die Familie litt unter bitterer Armut. „Wir wussten nicht, wohin wir sonst hätten gehen sollen“, erinnert sich Kesselbrenner. Doch golden war das neue Leben in Birobidschan zunächst nicht: „Hier gab es nur Sumpf und riesige Mücken. Die Straßen waren dauernd



Die Synagoge von Birobidschan

überschwemmt, die Infrastruktur musste erst aufgebaut werden. Unsere Mutter und wir haben auf dem Kartoffelfeld gearbeitet. Unser Haus war so kalt, dass die Kartoffeln, die wir mitgenommen haben, über Nacht gefroren sind. Wir konnten sie nicht mehr essen.“

Viele der Neuankömmlinge hätten Birobidschan bald wieder verlassen, doch seine Familie habe zu wenig Geld für die Rückreise gehabt, und so seien sie geblieben. Als Tischler habe er später in der Birobidschaner Möbelfabrik gearbeitet, erzählt Kesselbrenner und zeigt mir stolz einen aufwändig geschnitzten Holzschrank in seiner Wohnung, den er vor Jahrzehnten gezimmert hat. So wie Kesselbrenner sind zehntausende Juden aus Weißrussland, der Ukraine und Russland, aber auch aus dem Ausland dem Ruf Stalins gefolgt. Er verfolgte mit dem Umsiedlungsprojekt mehrere politische Ziele, erklärt Walerij Gurjewitsch, der für die Russische Akademie der Wissenschaften die Geschichte Birobidschans erforscht: „Stalin wollte zum einen ein

Namenssäule – Birobidschan auf russisch und hebräisch



Territorium schaffen, in dem die sowjetischen Juden kompakt als eine Art Nation leben konnten. Zum anderen wollte er die Grenze im Fernen Osten sichern. Deshalb wurde genau dieses Gebiet besiedelt. Damals gab es hier überall Grenzkonflikte.“ Zudem wurde die Idee eines „sozialistischen jüdischen Staates“ von der Sowjetpropaganda auch als Gegenprojekt zu einem jüdischen Staat in Palästina beworben.

„Birobidschaner Stern“

Ende der 1930er-Jahre lebten bereits über 100.000 Menschen in der Jüdischen Autonomen Region mit ihrer Hauptstadt Birobidschan. Jiddisch war neben Russisch Amtssprache. Doch schon damals war nur jeder fünfte Bewohner der Region Jude. Und schon bald setzte das Stalin-Regime seinem eigenen Projekt eines „sowjetischen jüdischen Staates“ ein brutales Ende. Dem „großen Terror“ Stalins gegen angebliche Volksfeinde in der Führungselite des Landes Ende der 1930er-Jahre fielen auch viele Bewohner Birobidschans zum Opfer. Später, nach dem Zweiten Weltkrieg, folgte eine antisemitische Säuberungswelle, die auch vor der Jüdischen Autonomen Region nicht Halt machte. „Viele unserer Politiker, Beamten und Schriftsteller wurden erschossen oder jahrelang in den Gulag geworfen. Der Staat machte ihnen zum Vorwurf, was er vorher selbst unterstützt hatte, nämlich dass sie die jüdische Kultur lebten und förderten“, erzählt Walerij Gurjewitsch. Sämtliche jiddischen Schulen, Theater und fast alle Zeitungen seien damals geschlossen worden und die darauffolgenden Generationen, auch seine, hätten von der jüdischen Kultur nichts mehr mitbekommen. Die seit 1930 erscheinende Zeitung *Birobidschaner Stern* hat die Repressionen, denen jeder zweite Redaktionsmitarbeiter zum Opfer fiel, überlebt und erscheint ohne Unterbrechung bis heute. Die Auflage ist mit nur noch rund 1000 Exemplaren bescheiden, aber noch immer werden einige Artikel pro Ausgabe in Jiddisch

Ende der 1930er-Jahre lebten bereits über 100.000 Menschen in der Jüdischen Autonomen Region mit ihrer Hauptstadt Birobidschan. Jiddisch war neben Russisch Amtssprache. Doch schon damals war nur jeder fünfte Bewohner der Region Jude.

gedruckt. Allerdings würden nur noch wenige Leser die Sprache verstehen, bedauert Chefredakteurin Elena Saraschewskaja. Es gebe auch kaum mehr Journalisten, die jiddisch sprechen, weshalb sie die Artikel selbst ins Jiddische übersetzt. „Aus Leidenschaft, weil ich diese Sprache erhalten möchte“, betont die Journalistin, die selbst keine jüdischen Wurzeln hat. Saraschewskaja kritisiert, dass vor kurzem an der Universität von Birobidschan der Lehrstuhl für Jiddisch wegen mangelnder Rentabilität geschlossen wurde. Nur noch zwei alte Damen würden heute in einem Kindergarten und einer einzigen Schule Jiddisch unterrichten: „Wenn sie nicht mehr arbeiten, folgt keiner mehr nach. Und plötzlich wird hier kaum mehr jemand Jiddisch verstehen. Wer soll dann die jiddischsprachigen Dokumente und die Literatur übersetzen, die in unseren Museen und Archiven liegen?“

Nicht nur die jiddische Sprache droht im Jüdischen Autonomen Gebiet, das bis heute so heißt, zu verschwin-

den. Es leben auch kaum mehr Juden hier. Laut offizieller Volkszählung bezeichnen sich weniger als ein Prozent der gut 100.000 Bewohner der Region als jüdisch. Viele sind nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion weggezogen, die meisten nach Israel. Auch architektonisch sind aus der Gründerzeit der Region nicht mehr viele Spuren erhalten. Das in den 1930er-Jahren erbaute Rathaus von Birobidschan ist eine seltene Ausnahme. Unterdessen wirkt der Anblick des ältesten Friedhofs von Birobidschan geradezu bedrückend. Die Gräber der ersten Siedler verwildern in einem schwer zugänglichen Waldstück. Als ob man sie vergessen hätte.

Ausstellung des österreichischen Kulturforums Moskau

„Birobidschan verschweigt und versteckt seine Geschichte“, meint dazu der Moskauer Künstler Jurij Palmin, der den vergessenen Friedhof für seine künstlerische Arbeit über die Geschichte Birobidschans fotografiert hat.

„Stattdessen zeigt die Stadt Ersatzsymbole wie karikaturenhafte Denkmäler für jüdische Poeten oder jiddische Straßenschilder. Der Grund dafür ist, dass im politischen Diskurs die Geschichte dieses Orts immer wieder ausgelöscht und neu geschrieben wurde. Das betrifft die zynische Umsiedlung der Juden in den Fernen Osten genauso wie die späteren Repressionen gegen sie.“ Palmin versucht, diese zerrissene Geschichte Birobidschans in Fotografien mit Alltagsszenen der Stadt aufzuspüren. Die Bilder sind Teil einer Ausstellung des österreichischen Kulturforums Moskau, die im Oktober in Birobidschan gezeigt wurde. Künstler aus aller Welt, vorwiegend aber aus Russland und Österreich, wurden eingeladen, sich mit der Geschichte und Identität der Region auseinanderzusetzen.

Einen weniger pessimistischen Blick auf das jüdische Erbe in Birobidschan wirft dabei die österreichische Künstlerin Ekaterina Shapiro-Obermair. In einem Video zeigt sie Interviews mit Schülerinnen der einzigen Schule Birobidschans, die im Freifach Jiddisch anbietet. Die befragten Kinder sind zwar alle nicht jüdisch, zeigen sich aber durchwegs begeistert von der jiddischen Sprache und jüdischen Kultur.

Der junge Rabbi von Birobidschan, Eli Riss, betont unterdessen mit fast trotzigem Optimismus, dass das jüdische Leben in der Region nicht aussterbe – als wolle er dem Eindruck widersprechen, der sich beim soeben beendeten Morgengebet in der Synagoge aufdrängte: nur eine Handvoll alter Männer war gekommen. Als er vor fünf Jahren seine Stelle als Rabbi angetreten habe, habe auch er das baldige Ende der Glaubensgemeinschaft befürchtet. Heute aber wachse die Rolle der Religion in der Gesellschaft wieder, anders als zu Sowjetzeiten, als auch in der Jüdischen Autonomen Region jegliche Religionsausübung politisch verfolgt worden sei: „Zwar leben die meisten Juden in Birobidschan bis heute ein weltliches Leben. Aber an Feiertagen kommen so



Souvenirs, Souvenirs ...

viele Gläubige in die Synagoge, dass der Platz nicht reicht“, meint Riss, der der Chabad-Lubawitsch-Bewegung angehört. Er wurde in Birobidschan geboren, kurz darauf wanderte seine Familie nach Israel aus. Als Teenager kam Eli Riss nach Birobidschan zurück und sieht heute seine Aufgabe vor allem darin, den jungen Juden die Religion näher zu bringen. Und Birobidschan, so meint Riss fröhlich, zu einem großen jüdischen Zentrum im Fernen Osten zu machen: „Wir bauen gerade am ersten koscheren Restaurant und dem ersten koscheren Geschäft in Birobidschan. Jetzt fehlt nur noch eine jüdische Schule!“

Die Präsenz des großen Nachbarn

Unterdessen wird in Birobidschan die Präsenz des großen Nachbarn China immer sicht- und spürbarer. An jeder Straßenecke werden grellbunte chinesische Plastikblumen verkauft und in den Einkaufszentren quellen die Regale chinesischer Läden über mit Tee- und Gewürzgroßpackungen aus dem Nachbarland. Auf den Feldern der Region wird das Gemüse von chinesischen Arbeitern geerntet und die zahlreichen Denkmäler, die China Birobidschan als Zeichen der Freundschaft schenkt, werden von chinesischen Baufirmen errichtet und renoviert. Auch die Wirtschaftsbeziehungen werden immer enger geknüpft. Birobidschan liege zwar weit weg von Moskau, aber keineswegs am Rande Russlands, schmunzelt der Gouverneur der Autonomen Jüdischen Region, Alexander Lewintal: „Bei uns fängt Russland an, hier geht die Sonne auf. Wir sind das Tor in die pazifische Region.“ Man pflege intensive Kontakte zu allen Nachbarländern, aber besonders enge mit China: „Birobidschan und China ergänzen sich hervorragend. Wir haben Bodenschätze und landwirtschaftliche Produkte, die für China interessant sind. Gleichzeitig sind wir logistisch gut gelegen. Über Birobidschan kann nach China exportiert werden und



Karikaturenhafte Denkmäler



China kann über uns seine Waren in den Westen oder nach Amerika exportieren.“ Daher werde jetzt zwischen der Jüdischen Autonomen Region und China eine große Eisenbahnbrücke über den Grenzfluss Amur gebaut. Im letzten Jahr habe Birobidschan zu den am schnellsten wachsenden russischen Regionen gehört, fügt Lewintal

stolz hinzu. Die Regierung wolle neue Fabriken eröffnen, ausländische Investitionen anziehen und Arbeitsplätze schaffen. Das Image Birobidschans als offener und aufstrebender Wirtschaftsstandort soll auch das internationale jüdische Kulturfestival unterstreichen, meint Lewintal und deutet mit der Hand auf die Bühne vor der Birobidschaner Philharmonie, wo wir uns zum Gespräch getroffen haben.

Eine chinesische Sängerin haucht gerade die letzten Worte ihres Lieds ins Mikrophon, und die Zuhörer, die sich diesem sonnigen Herbstnachmittag hier versammelt haben, applaudieren begeistert. Dann betritt eine Band aus Sankt Petersburg die Bühne und stimmt schwungvolle Klezmer-Klänge an. Das Publikum wiegt sich im Takt, auch wenn die allerwenigsten selbst Juden sind. „Ich bin keine Jüdin, aber ich mag diese Musik und besuche alle jüdischen Festivals“, lacht die Pensionisten Lena. „Die Juden haben dieses Gebiet aufgebaut, es ist ihre Heimat. Wir müssen ihre Kultur bewahren, auch wenn heute viele von ihnen weggezogen sind.“ Aber kann dieses demonstrative Feiern des jüdischen Erbes in einer Art „Judenstaat fast ohne Juden“ mehr sein als Folklore? „Ja“, sagt Walerij Gurjewitsch, ohne zu zögern: „Bei uns Juden, die wir noch hier sind, sitzt unsere Kultur ganz tief in unseren Herzen. Für uns ist es keine Folklore. Wir können uns noch daran erinnern, dass unsere Großeltern Jiddisch gesprochen haben. Wir dürfen doch unsere Geschichte nicht vergessen. Unsere Eltern haben ihr Leben und ihre Gesundheit für diese Region geopfert, als sie in den 1930er-Jahren hierhergezogen sind.“

Inzwischen tanzen auf der Festivalbühne vor der Philharmonie Schulkinder zu jüdischen Volksweisen. Glitzernde Stanniolschnipsel regnen auf sie herab. Stolz und fast ein wenig verzweifelt hält Birobidschan an seiner jüdischen Identität fest. Vielleicht, weil es keine andere hat.

nu

Nicht nur die jiddische Sprache droht im Jüdischen Autonomen Gebiet zu verschwinden. Es leben auch kaum mehr Juden hier. Laut offizieller Volkszählung bezeichnen sich weniger als ein Prozent der gut 100.000 Bewohner der Region als jüdisch.



„Bin ich ein Tiroler?“

Ben Dagan ist in Israel geboren und in Tirol aufgewachsen. Der Experte für Sicherheitspolitik und Gewaltforschung hat mit Johannes Grenzfurthner über Zuschreibungen, Wahrnehmungen und letzte Konsequenzen gesprochen.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Als kreativer Leiter der umtriebigen Kunst- und Theorie-Neigungsgruppe „monochrom“ bin ich immer daran interessiert, spannende neue Tendenzen aufzustoßern, neue Gruppen und Leute zu treffen – also überall meine (diskursive) Nase reinzustecken.

So konnte ich es im Jahre 2006 kaum glauben, dass sich in Österreich eine politische „Netzpartei“ zu formieren begann und musste deswegen unbedingt nach Linz zum ersten Meeting. Die Leute dort waren, wie vermutet, ein Haufen netter Computer-Enthusiasten, alle ein wenig politisch naiv, dafür hatten sie die gleiche Sorte schwarzer Kapuzenpullover an. Es überraschte mich aber, dass da auch ein spannender junger Bursch namens Ben Dagan saß, der eher in eine mediterrane H&M-Strandmoden-Werbung gepasst hätte. Und dann hatte er auch noch einen Tiroler Akzent und war, wie sich in der Plauderei klärte, „Austro-Israeli“.

Ben wurde ein guter Freund, mit dem ich immer wieder kooperiere und der einfach nicht enttäuscht, wenn es darum geht, interessante politische Diskurse zu führen. (Weshalb wir auch beide immer verschämt grinsen, wenn

wir uns an den Kontext unseres Kennenlernens zurückerinnern.)

Mittlerweile ist Ben 28 Jahre alt und Absolvent des Studienprogramms International Security der Universität Sciences Po, Paris. Er ist auch Vortragender für Sicherheitspolitik an der Donau Universität Krems.

NU: Ben, ich stelle dich ja gerne humoristischerweise als „den Tiroler Juden“

vor, und irgendwie steckt in dieser Singularisierung ja auch ein Funke absurder Wahrheit. Wie war es für dich mit deinem Background, im „heiligen Land“ Tirol oder, wie ihr es nennt, „Tarrol“ aufzuwachsen?

Dagan: Ich finde, dass die Bezeichnung „Tiroler Jude“ für mich sehr viele Widersprüche und Probleme zusammenfasst, die mit Zuschreibungen zusammenhängen. Bin ich ein Tiroler?



**Künstler Johannes Grenzfurthner
und Experte für Sicherheitspolitik
Ben Dagan**

„Ich habe in meinem Leben so viele unterschiedliche Zuschreibungen erfahren, dass ich selbst eine ambivalente Haltung dazu habe. Ich persönlich lehne sie ab und trotzdem haben sie mich geprägt.“

Kommt darauf an, wie man es verstehen möchte. Bin ich ein Jude? Kommt auch darauf an – manche würden das verneinen, weil meine Mutter ja die katholische Tirolerin ist, aber religiöse Sichtweisen sind für mich nur in Bezug auf ihre soziale Wirkmächtigkeit relevant. Dass aber Gesellschaft auch Religionen beeinflusst, wird gerne ausgeblendet. Für mich geht es in all diesen Dingen also mehr um Identität und Zuschreibung.

Ich habe in meinem Leben so viele unterschiedliche Zuschreibungen erfahren, dass ich selbst eine ambivalente Haltung dazu habe. Ich persönlich lehne sie ab und trotzdem haben sie mich geprägt. Zum Beispiel die Tatsache, dass ich in Israel geboren wurde, lässt immer die Assoziation zum jüdischen Staat und meiner Familie sichtbar werden, wenn mich Leute fragen, woher ich komme und damit meinen „wieso siehst du anders aus als biodeutsche Österreicher“. Tirol wird da als Antwort in den seltensten Fällen angenommen, obwohl ich seit meinem zweiten Lebensjahr dort wohnte. Selbst in Momenten, in denen ich dachte, dass meine Sozialisation in Österreich mehr Gewicht hätte als meine Herkunft, mein Kontakt zu meiner Familie und meine Vertrautheit mit dem Judentum, hat sich immer ein Antisemit gefunden und mir gezeigt, dass diese Akzentuierung so nicht funktionieren wird. Jede Person bestimmt ihre eigene Position immer wieder neu und mir geht es auch nicht anders. Judentum ist für mich persönlich ein Kontext, in dem sich sehr viel Familienleben abspielt, in dem ich sehr viele Denkweisen kennenlernen durfte, und natürlich hatte das einen nachhaltigen Einfluss auf mich.

Bin ich nun Tiroler? Abgesehen davon, dass ich immer wieder mit Antisemitismus und Rassismus zu tun hatte, konnte ich mich als Teenager in meiner Blase recht gut abschotten. Im Zivildienst habe ich dann die gesamte Bandbreite der kleinen Gesellschaft kennengelernt, in der ich so lange ge-

lebt habe. Danach bin ich fortgegangen.

Was ist die Konsequenz daraus? Die Frage, wer man ist, anstatt was man ist, wird in einer Welt voller Identitäten und Zuschreibungen viel zu wenig gestellt, und aus meiner Erfahrung trete ich gerne als Person aus diesem „was“ heraus. Deshalb finde ich deine Bezeichnung interessant, weil sie erst einmal stutzig macht und Widersprüche in den Stereotypen aufzeigt, die in erster Linie nichts mit mir zu tun haben.

Ist aus deiner Ambivalenz auch dein Interesse an Politik entstanden?

Natürlich ergeben sich daraus viele Fragen, die in erster Linie politisch sind. Zum Beispiel, weshalb Menschen überhaupt noch so etwas wie Identitäten oder Zuschreibungen brauchen, und was das nicht nur für die einzelne Person, sondern auch für die Gesellschaft bedeutet.

Ich habe mir dabei auch immer wieder die Frage nach Freiräumen in einer Gesellschaft gestellt. Mit 17 habe ich mir zum Beispiel überlegt, inwiefern das Internet als Freiraum dienen kann. Das Engagement war rückblickend von politischer Unerfahrenheit geprägt und manche Leute waren echt komisch. Es ist mir aber lieber, dass ich 2006 mit Liquid Democracy (Anm.: ein radikaldemokratischer Ansatz unter Einbeziehung neuer Technologien) experimentiert habe, als 2017 irgendwelchen Populisten hinterherzulaufen. Aber gesellschaftliche Akzeptanz hat selten etwas mit politischer Vernunft zu tun.

Eines der Kernthemen in deiner Forschung ist Gewalt. Hängt das damit zusammen?

Für mich hat sich die Frage nach Gewalt, die Gründe für die Ausübung von Gewalt und wie man ihr begegnet, in den Vordergrund gedrängt. Dabei hat natürlich auch mein Bezug zu Israel eine Rolle gespielt: um Konflikte kommt man ja schwer herum. Wenn

man dabei auch noch lernt, dass man die Komplexität der Welt akzeptieren muss und es manchmal nur eine Auswahl an mehr oder weniger schlechten Lösungen gibt, ist das auch ein sehr erhellendes Erlebnis. Nachdem ich mich nun sehr viel damit beschäftigt habe, wie sich Menschen radikalisieren und welche Ansätze und Denkweisen es zu sicherheitspolitischen Fragestellungen gibt, gehe ich momentan wieder einen Schritt zurück und frage, was das eigentlich mit einer Gesellschaft macht. Wie kann man aus dieser Situation heraus eine progressive Perspektive entwickeln?

Wie ähnlich sind sich extremistische Gruppen eigentlich? Oder, provokant gefragt, gibt es einen kleinsten gemeinsamen Nenner von Typen wie Küssel und Leuten von Kach oder Hamas?

Ich würde die Ideologien der Gruppen und deren Ambitionen nicht in Relation zueinander setzen. Antisemitismus ist in letzter Konsequenz todbringend – das ist wichtig festzuhalten. Der Kontext, in dem sich diese Strömungen jeweils bewegen, ist völlig unterschiedlich, und darauf bezieht sich deine Frage ja auch. Wenn wir aber von einem kleinsten gemeinsamen Nenner sprechen wollen, wäre das meiner Ansicht nach der Prozess, in dem sich diese Gruppen in der Entstehung formieren und was die Zugehörigkeit zu diesen Gruppen mit Menschen macht. Wann und in welcher Form Gewalt ausgeübt wird, wie auch die Verlaufsgeschichten all dieser Akteure sind dementsprechend unterschiedlich – die Wahrscheinlichkeit, dass Gewalt ausgeübt wird, ist aber höher – vielleicht gibt es deshalb so ein breites Interesse dafür.

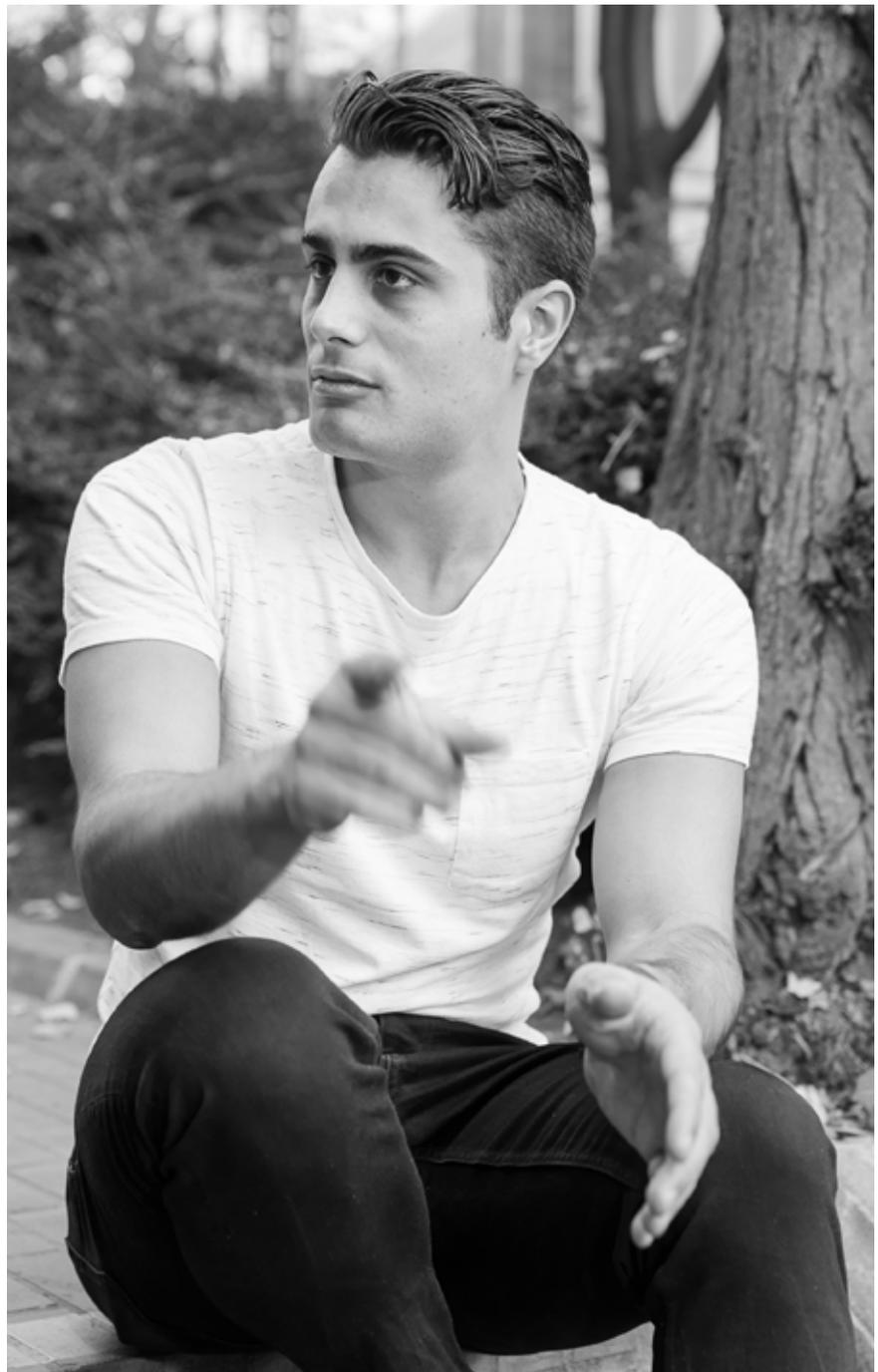
Wie ist das mit der alten Aussage, dass die Zuschreibung „Freiheitskämpfer“ oder „Terrorist“ immer nur Ansichtssache ist?

Es kommt natürlich auf die Sichtweise an. Man muss auch zwischen Extremismus und Terrorismus

unterscheiden. Terrorismus ist eine nicht enger definierte Methode, die sehr häufig von Extremisten angewendet wird, aber nicht ausschließlich. Fast jede Unabhängigkeitsbewegung, auch in Israel, hat Anschläge zur Erreichung eines politischen Ziels eingesetzt. Natürlich sind diese Menschen von der britischen Mandatsverwaltung als Terroristen bezeichnet worden. Auch Widerstand gegen autoritäre oder totalitäre Systeme kann aufgrund der Methode als terroristisch bezeichnet werden. Aber die Stilisierung der Akteure als Freiheitskämpfer, Widerstandskämpfer oder Terroristen hängt natürlich immer von der politischen Motivation jener ab, die diese Bezeichnungen verwenden. Wir könnten zum Beispiel von bärtigen religiösen Fundamentalisten sprechen, die als Guerillas in irgendwelchen Bergregionen gegen eine nationalstaatlich organisierte Armee kämpfen und diskutieren, was Hofers Schützen von den Taliban unterscheidet. Natürlich würden jetzt ganz viele Leute sagen, dass so ein Vergleich unzulässig sei, aber es zeigt auch, dass die Reduzierung auf ein paar Charakteristika Definitionen verunmöglicht und gleichzeitig die jeweilige Motivation für die Bezeichnung Terrorist oder Freiheitskämpfer wesentlich wichtiger ist. Gleichzeitig ist es für mich völlig legitim, Extremisten, die Terror einsetzen, auch als Terroristen zu bezeichnen. Als politischer Mensch verurteile ich das, aber in der Analyse bin ich vorsichtiger.

Hast du das Gefühl, dass die Gesellschaft extremistischer wird?

Ich glaube, dass wir viele Haltungen, die wir früher als extremistisch empfunden hätten, heute als gesellschaftlich akzeptiert wahrnehmen. Heute scheinen Fliehende – vielleicht wieder – so entmenschlicht, dass es völlig egal zu sein scheint, wenn öffentlich Grundrechte in Frage gestellt werden. Da pflegt sich der Alltagsrassismus in Österreich natürlich ein, den ich auch erleben durfte. Das Lächerlichste, was



„Gesellschaftliche Akzeptanz hat selten etwas mit politischer Vernunft zu tun.“

mir dazu mal passiert ist, war ein Anmachspruch in einem Club: „Und welchen Migrationshintergrund hast du denn so?“

Über das Beispiel kann man ja noch lachen, die Realität ist aber, dass Menschen jeden Tag unter der Zuschreibung des „Anderssein-Sollen“ leiden:

sei es bei Bewerbungsgesprächen, Akzeptanz in Vereinen oder einfach nur in einem dezent abweisenden Umgang, den man zu oft zu spüren bekommt – wenngleich ich da sicher wesentlich privilegierter bin als viele andere.

nu

„Judentum ist für mich persönlich ein Kontext, in dem sich sehr viel Familienleben abspielt, in dem ich sehr viele Denkweisen kennenlernen durfte, und natürlich hatte das einen nachhaltigen Einfluss auf mich.“

Die verborgenen Juden von Ponta Delgada

Auf der Inselgruppe der Azoren gibt es keine aktive jüdische Gemeinde, jedoch Spuren von mehreren kleinen Zuwanderergruppen während der letzten 500 Jahre. Ein Bericht von Peter Menasse.

FOTOS: PETRA MENASSE-EIBENSTEINER

Wenn sich über dem Nordatlantik ein Hochdruckgebiet aufbaut und dann gutes Wetter nach Europa bringt, nennen die Meteorologen es Azorenhoch. Nicht weil es sich tatsächlich über der Inselgruppe gebildet hätte, sondern weil es sonst keinen Bezugspunkt in der Gegend gibt. Die neun Inseln schwimmen einsam und verlassen mitten im großen Wasser, weit entfernt vom europäischen Festland und noch weiter weg von der Ostküste der USA. Da ist sonst nichts und niemand.

Die Azoren sind eine Inselgruppe voller Pracht und Üppigkeit. Hier gedeiht alles, und alles gedeiht zu gigantischer Größe. Gummibäume, Hortensien, asiatische Nadelbäume, Palmen, exotische Blumen, Melonen, Schlingpflanzen und wilder Ingwer – die über das Jahr gleichmäßig milden Temperaturen und die hohe Luftfeuchtigkeit lassen sie wachsen, als ob sie voll Eile zum Himmel strebten. Die etwa 246.000 Einwohner auf den neun Inseln leben einfach – vom Fleisch der Kühe, von denen es mehr gibt als

Die 1836 erbaute Sahar-Hassamain-Synagoge



Menschen, vom Fisch aus dem Atlantik und von Obst und Gemüse. Güter vom weit entfernten europäischen Festland oder aus den USA sind wegen der Transportkosten teuer. Das Leben der meisten Menschen in der Einsamkeit des Meeres ist trotz der Gaben der Natur schwer und mit harter Arbeit verbunden.

Die Inquisition

Im Jahr 1501 kamen der Überlieferung nach erstmals Juden auf eine der Azoren-Inseln. Auf der iberischen Halbinsel tobte die Inquisition und jeder, der nicht bereit war, den christlichen Glauben anzunehmen, wurde verfolgt und getötet. Der einzige Ausweg war die Flucht. Eine Gruppe von Juden, die versucht hatte, nach Nordafrika zu gelangen, wurde von einem Sturm abgetrieben und landete im Südosten der Azoren-Insel Terceira. „Porto judeu“ heißt heute noch der Ort, wo sie aufgegriffen und als Sklaven dem Oberbefehlshaber über die Inseln Terceira und São Jorge unterstellt wurden.

Später kamen auch einige sogenannte Neuchristen, also konvertierte Juden, auf den Azoren an – vermutlich, weil hier vorerst die Gesetze weniger rigide angewandt wurden als am Festland. Aus einem Dekret vom Beginn des 16. Jahrhunderts geht hervor, dass ihnen das Recht zugestanden wurde, als Händler tätig zu sein, wenn sie ihre Tätigkeit mit „Ehrlichkeit und nach den lokalen Regeln und Gepflogenheiten“ ausübten.

Die Inquisition aber tobte weiter, vom portugiesischen Stammland wurden Abgesandte auf die Inseln geschickt, um sicherzustellen, dass dort alles nach den streng-unmenschlichen Regeln dieser Abart des Katholizismus stattfindet. Die Chronik sagt, dass im Jahr 1558 ein jüdischer Arzt, der sich auf San Miguel angesiedelt hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Ob es noch mehr Opfer



Ronaldo Couto ist für Führungen durch die alte Synagoge zuständig.

gab, ist unbekannt. Damals lebten jedenfalls laut einer Aufstellung der Steuerbehörden 50 jüdische Familien auf den Azoren. Sie konnten ihre Traditionen und ihr Judentum nicht ausüben und verschmolzen nach und nach mit der einheimischen Bevölkerung.

Erst als in den 1820er-Jahren die Inquisition in Portugal und damit auch auf den Inseln abgeschafft worden war, landeten hier erneut Juden. Es waren zumeist erfahrene Kaufleute aus Marokko, die von der Verwaltung der Insel São Miguel die Genehmigung zum Handeln bekamen. Sie waren durch den Export von Textilien auf die Insel gekommen und übernahmen hier den Handel mit Orangen, damals die wichtigste Frucht der Azoren.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts befahl dann allerdings ein Schädling die Orangenhaine und zerstörte den ganzen Reichtum der Inseln. Es war ein derart gewaltiger Einschnitt im Leben der Menschen, dass bis heute davon erzählt wird. Wie viele der marokkanischen Juden später noch auf den Azoren geblieben sind, ist nicht

überliefert. Sie waren jedenfalls zu wenige, um auf Dauer die Religion zu pflegen und die jüdische Identität aufrecht zu erhalten.

Tore zum Himmel

Unter den Zuwanderern der ersten Welle hatte sich Abrahão Bensaude, Stammvater der berühmtesten und erfolgreichsten jüdischen Familie auf den Azoren, befunden. Die Bensaudes begannen mit dem Import von Agrarprodukten und weiteten ihre Geschäftstätigkeit bis England, Brasilien, ja sogar Neufundland aus. Die Bensaude-Gruppe wurde über die Jahrzehnte zu einem der größten Unternehmen Portugals und war an Banken, Versicherungen, Reedereien und der azoreanischen Fluglinie SATA beteiligt. Einiges an diesem Bestand wurde im Zuge der sogenannten Nelkenrevolution 1974 gegen den in Portugal diktatorisch herrschenden Präsidenten António de Oliveira Salazar verstaatlicht, doch verfügt die Familie immer noch über große Besitztümer. Es mag ihr Vorteil gewesen sein, dass sie nicht auf den isolierten Inseln

Heute erinnert nur mehr ein Museum an die Anwesenheit von Juden auf den Inseln. In der Hauptstadt Ponta Delgada wurde kürzlich die 1836 erbaute Sahar-Hassamain-Synagoge („Tore zum Himmel“) restauriert und für Besucher zugänglich gemacht.

Luisa Mota Vieira hat eine Untersuchung der Y-Chromosome der azoreanischen Bevölkerung durchgeführt, die ergab, dass 13,4 Prozent der Menschen auf den Inseln jüdisches Erbe in sich tragen.

sozialisiert worden waren, sondern einen überregionalen und übernationalen Standpunkt einnahmen.

Eine sehr kleine, dritte Gruppe von Juden, die vor den Nationalsozialisten flüchteten, erreichte die Inseln in den 1930er- und 40er-Jahren. Salazar kooperierte im Zweiten Weltkrieg sowohl mit den Deutschen, denen er Wolfram für die Waffenproduktion verkaufte, als auch mit den Alliierten. Die englischen und US-amerikanischen Streitkräfte hatten Stützpunkte auf den Azoren. Wie wenig nachhaltig das Jüdische auf den Azoren gewesen sein kann, zeigt sich daran, dass für die auf den Inseln stationierten Juden in der US-Armee Rabbiner eingeflogen werden mussten, damit sie an den wichtigen Feiertagen Gottesdienste abhalten konnten.

Heute erinnert nur mehr ein Museum an die Anwesenheit von Juden auf den Inseln. In der Hauptstadt Ponta Delgada wurde kürzlich die 1836 erbaute Sahar-Hassamain-Synagoge („Tore zum Himmel“) restauriert und für Besucher zugänglich gemacht.

Wir treffen dort Ronaldo Couto, einen jungen Mann, der für Führungen durch die alte Synagoge zuständig ist. Sie unterscheidet sich von außen nicht von den sie umgebenden Gebäuden. „Auch nach der Zeit der Inquisition durften fremde Religionen nur in Wohnhäusern oder hinter nicht einsehbar Mauern ausgeübt werden“, erzählt Ronaldo. Darum wurde die Synagoge in das Wohnhaus des Rabbiners eingebaut. Auch in dieser Blütezeit der jüdischen Anwesenheit auf den Inseln dürften nicht mehr als 150 von ihnen dort gelebt haben. Ihren Spuren zu folgen, ist schwierig, weil es kaum Aufzeichnungen über sie gibt. Der Direktor des Museums, José de Mello, forsche zwar auf diesem Gebiet, erzählt uns Couto, aber vieles werde vermutlich im Dunkeln bleiben.

Ab Mitte der 1950er-Jahre begann der Verfall der Synagoge. Im Jahr 1966 wurde sie von US-Soldaten noch einmal für die Feiern zu Jom Kippur

verwendet. Ab den 1970er-Jahren gab es nur mehr zwei alte Leute, die das Haus, die Thora und andere darin befindlichen Gegenstände betreuten.

Als der letzte von ihnen dem Tod nahe war, übergab er den Schlüssel an seinen Neffen, Jorge Delmar, den man als letzten Juden der Azoren bezeichnen könnte. Er bemühte sich lange und schließlich erfolgreich darum, die Verwaltung von Ponta Delgada dafür zu gewinnen, das Gebäude zu renovieren und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Vor einigen Jahren ernannte die Stadtverwaltung den heutigen Direktor zum Koordinator eines Restaurationsprojekts, das mit Hilfe von privaten Spendern, wie etwa der Familie Bensaude, und mit öffentlichen Geldern der EU und der Azoren umgesetzt wurde.

Jüdisches Erbe

Heute kann man das Innere der eingebauten Synagoge besuchen.



Ihre Wände sind als Symbol für die Farbe des Himmels in Blau gehalten, die Teppiche hingegen sind braun und weinrot, wie die Farbe der Erde. Die Sitzflächen der Sessel sind aufgeklappt, im darunterliegenden Stauraum sieht man religiöse Utensilien der Gemeindeglieder.

Der obere Stock mit dem Frauenbalkon dient heute als Büro des Direktors und enthält auch eine Bibliothek. In den Räumen, die früher dem Rabbiner zur Verfügung standen, sind Thorarollen, alte Bücher, Fotografien und Briefe von Gemeindegliedern ausgestellt. Eine Fotowand mit Bildern der devastierten Synagoge zeigt, welcher Aufwand notwendig war, um das Gebäude wieder in Schuss zu bringen. Alles ist klein und bescheiden, wie es einer Synagoge entspricht, in der Menschen ihre Religion im Verborgenen abhalten mussten.

Am Schluss des Besuches erzählt uns Ronaldo Couto noch, wie Juden während der Zeit der Inquisition die gefürchteten Kontrolleure täuschten. Sie räucherten Hühnerfleisch, indem sie es in Schweinedarm wickelten. Wer in ihre Räucherkamme schaute, sah also nichts, was darauf hindeutete, dass im Haus kein Schweinefleisch gegessen wurde. Diese Erzählung kann als ein kleines Gleichnis für die Anwesenheit der Juden auf den Azoren gelesen werden. Luisa Mota Vieira, Professorin für Genetik und Molekularbiologie am „Spital des Heiligen Geistes“ in Ponta Delgada, hat eine Untersuchung der Y-Chromosome der azoreanischen Bevölkerung durchgeführt, die ergab, dass 13,4 Prozent der Menschen auf den Inseln jüdisches Erbe in sich tragen. So steckt ein wenig Judentum in den Azoreanern und hat alle Jahre der Unterdrückung überlebt. nu

Sahar-Hassamain-Synagoge,
16 Rua de Brum, Ponta Delgada auf der
Azoren-Insel São Miguel
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag
(außer an Feiertagen) von 13:00 bis 16:30 Uhr

Wie das Gras

In Vilnius wurde bei einer Konferenz über die Wiederherstellung der zerstörten Großen Synagoge diskutiert.

VON JUDITH LEISTER (TEXT UND FOTO)

Spätestens seit den achtziger Jahren gibt es Pläne, die Große Synagoge im alten jüdischen Viertel von Vilnius wieder aufzubauen. Das Gotteshaus aus dem Jahre 1633 bildete einmal das Zentrum des „litauischen Jerusalem“. Zum Schulhof gehörten auch elf kleineren Synagogen, die legendäre Straschun-Bibliothek, mehrere Mikwot und Geschäfte. Im Holocaust machten die deutschen Besatzer und ihre litauischen Helfer die sechshundertjährige Geschichte der jüdischen Gemeinde zunichte. Bei einer Konferenz debattierten in der Vilniuser Nationalbibliothek internationale Experten über Möglichkeiten, an die Synagoge zu erinnern.

Ort der Begegnung

Die meisten Gebäude des Schulhofs hatten den Krieg sogar überlebt. Erst in den fünfziger Jahren planten Bulldozer das Areal. An der Stelle der Großen Synagoge steht seitdem eine Schule, ein unansehnlicher weißer Klinkerbau. Jon Seligman von der Israelischen Antikenbehörde führt schon seit 2011 jeweils im Sommer Grabungen auf dem Areal durch. Die Hoffnungen der Archäologen stützen sich darauf, dass das Erdgeschoß der Synagoge unter dem Straßenniveau lag und so vieles erhalten geblieben sein könnte. Tatsächlich wurden bei ersten Bodenarbeiten Teile der Mikwot und einige historische Alltagsgegenstände gefunden.

Bereits vor Jahren hatte das Kulturministerium einen Architekturwettbewerb für die Große Synagoge ausgeschrieben, den 1990 die israelische Architektin Tsila Zak gewann. Doch fehlte der politische Wille, das Projekt zu realisieren. Mit Enthusiasmus präsentierte Zak bei der Tagung ihren Siegerentwurf für ein Memorial Center. Sie wünsche sich einen Ort des Studi-

ums, denn „lernen, egal unter welchen Umständen“ sei die Lebensform der litauischen Juden gewesen. Architekten und Denkmalschützer stellten weitere Projekte zu beschädigten oder zerstörten Synagogen vor. Von der Markierung der Grundrisse über angedeutete bauliche Volumina bis zur kompletten Wiederherstellung waren alle Varianten vertreten.

Weitgehend einig war man sich bei der Podiumsdiskussion von litauischen Vertretern und internationalen Unterstützern, dass es weder um den Wiederaufbau der Großen Synagoge als rituellen Ort noch um ein kommerzielles Projekt gehe. Möglich wäre es, das jüdische Erbe über die Große Synagoge hinaus darzustellen oder einen Ort der Begegnung für die zerstreute Gemeinde der Litwaks zu schaffen. Doch ob nun eine Freiluftausstellung, ein Museum oder gar ein Forschungs- und Begegnungszentrum entstehen wird, ist noch völlig offen. Avishay Braverman, ehemaliger Ökonom der Weltbank und in Zukunft federführend beim Fundraising für das Synagogen-Projekt, brachte es auf den Punkt: „Wir brauchen kein Monument, wir brauchen den richtigen Geist.“



Die Schule auf dem Gelände der ehemaligen Großen Synagoge von Vilnius

Nationales Kulturerbe

Anna Avidan, Mitbegründerin und CEO der ausrichtenden NGO „Litvak World“ bezeichnete es als großen Erfolg, dass die Überreste der Großen Synagoge noch während der Tagung vom litauischen Kulturministerium in das nationale Kulturerbe aufgenommen worden seien. Den Optimismus ließ sich auch Simonas Gurevicius, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde zu Vilnius, nicht nehmen. Er zitierte den Gaon von Wilna, Elija ben Salomon Salman, der im 18. Jahrhundert eine große Anhängerschaft und eine eigene Synagoge auf dem Wilnaer Schulhof besaß: „Unsere Gemeinde ist wie Gras. Je öfter man darüber geht, desto kräftiger wächst es nach.“ Die Grabungsstätte neben der Schule ist inzwischen zugeschüttet worden, um die Funde vor der Witterung zu schützen. Doch der nächste Sommer wird kommen. *nu*



Ein Friedhof für Scharfschützen

Der alte jüdische Friedhof von Sarajevo ist nicht nur Ruhestätte der sephardischen Juden, die von Spanien bis nach Sarajevo flüchteten. Von hier aus feuerten im Bosnienkrieg 1991–1995 serbische Scharfschützen auf alles, was sich unten in der Stadt bewegte.

VON OTMAR LAHODYNSKY
(TEXT UND FOTOS)

Mehr als 3800 Gräber umfasst der alte jüdische Friedhof („Jevrejsko groblje“) von Sarajevo. Der älteste noch erhaltene Grabstein stammt aus dem Jahr 1650. Angelegt wurde der Friedhof 1630 von sephardischen Juden, die nach ihrer Vertreibung von der iberischen Halbinsel im osmanischen Reich eine neue Heimat fanden.

Die besondere Lage mit Aussicht über einen großen Teil der Stadt wurde im Krieg 1991–95 von serbischen Soldaten ausgenutzt. Es gab hier Artilleriestellungen, und Scharfschützen schossen von hier aus auf die Verteidiger der belagerten Stadt und auf unschuldige Passanten. Im Schussfeld

lag auch das berühmte Hotel Holiday Inn, in dem während des Kriegs viele ausländische Journalisten Quartier bezogen, freilich auf der den serbischen Stellungen abgewandten Seite.

Die Scharfschützen feuerten gerne im Schutze der dicken Steinplatten der Gräber. Sie zielten auf die Verteidiger der Stadt, aber absichtlich auch auf Zivilisten, um Schrecken zu verbreiten. Sogar Kinder, die Trinkwasser und Lebensmittel holten, gerieten ins Fadenkreuz der Tschetniks, wie die serbischen Kämpfer hießen.

Natürlich schossen die Soldaten der belagerten Stadt zurück. Bis heute erkennt man Einschusslöcher, die die

Die Gräber von Sarajevo sind kulturhistorisch einzigartig: Die stark verwitterten Inschriften der Grabsteine tragen die Namen der alten jüdischen Familien, oft in der Ladino-Sprache der aus Spanien eingewanderten Sefarden.

Gegenwehr der Verteidiger der Stadt anzeigen. Viele Gräber wurden damals stark beschädigt. Nach dem Krieg mussten Dutzende Granaten und Blindgänger abtransportiert werden. Erst dann wurden Grabanlagen renoviert.

„Unglücklicherweise hat in den vergangenen Jahrzehnten dieser Friedhof weltweite Berühmtheit erlangt, als der Ort, von dem aus Sarajevo am heftigsten attackiert wurde und von wo aus Scharfschützen in täglicher Routine unschuldige Bürger erschossen“, erklärte Jakob Finci, Präsident der Israelitischen Gemeinde von Bosnien-Herzegowina, dem deutschen Fernsehsender der ARD.

Unter dem Doppeladler der Donaumonarchie

Die jüdische Gemeinde in Sarajevo zählt heute nur mehr 500 Mitglieder. Vor dem Bosnienkrieg lebten hier noch 1500 Juden. Vor dem Zweiten Weltkrieg waren es 12.000. Die reiche jüdische Kultur dokumentiert die alte aschkenasische Synagoge aus dem Jahr 1902, die mehrere Kriege fast unbeschadet überdauert hat. Mein Urgroßvater, Myron von Zarzycki-Nowina, war k.u.k.-Regierungskommissär, also höchster ziviler Beamter des Kaisers in Sarajevo. Meine Großmutter Xenia wuchs hier auf. Das Haus der Familie oberhalb vom Stadtpark existiert noch, bedarf aber einer dringenden Renovierung. Es gibt Briefe des Urgroßvaters, in denen er stolz auf den multikulturellen Charakter der Stadt hinweist, auch auf das einträchtige Miteinander der verschiedenen Konfessionen. Die Rücksicht auf die vorherrschende Religion, den Islam, ging unter dem Doppeladler der Donaumonarchie so weit, dass unweit von Sarajevo auf Kosten der Zentralregierung in Wien sogar eine „Sche-rjats-Richterschule“ errichtet wurde. Bei Familienangelegenheiten und im Erbrecht sollte die Scharia, das islamische Recht, angewandt werden.

Unesco-Weltkulturerbe

Der alte jüdische Friedhof soll nun auf die Unesco-Liste der Weltkulturerbestätten aufgenommen werden. Im Jahr 2004 wurde er von der Regierung von Bosnien-Herzegowina unter Denkmalschutz gestellt. In Reiseführern wird er gern als zweitgrößter jüdischer Friedhof Europas nach Prag bezeichnet – was so allerdings nicht stimmt, denn die jüdischen Ruhestätten von Lodz, Berlin oder Czernowitz sind weit größer.

Aber die Gräber von Sarajevo sind kulturhistorisch einzigartig: Die stark verwitterten Inschriften der Grabsteine tragen die Namen der alten jüdischen Familien, oft in der Ladino-Sprache der aus Spanien eingewanderten Sefarden: Altarac, Finci, Konforti, Maestro, Ozmo, Pardo, Pinto, Salom. Die älteren Grabsteine haben die Form von Sarkophagen, die schräg aus der Erde ragen. Im Volksmund werden sie wegen ihres Aussehens auch „schlafende Löwen“ genannt. Doch heute lebt hier nur ein

Bis heute erkennt man Einschusslöcher, die die Gegenwehr der Verteidiger der Stadt hinterlassen hat.



Rudel herrenloser Hunde, die sich im Friedhof niedergelassen haben. Sie sind ständig auf der Suche nach Futter.

Adelheid Wölfel, in Sarajevo stationierte Balkan-Korrespondentin des Standard, erzählt mir, dass der jüdische Friedhof aktuelle Bezüge zur serbischen Politik aufweist. Sie hat einen sogenannten Vojvoden, wie Anführer der Tschetniks genannt wurden, aufgetrieben. Slavko Aleksić hatte damals, 1995, serbische Soldaten auf dem jüdischen Friedhof von Sarajevo kommandiert. Und er erzählte, dass Aleksandar Vučić, heute Staatspräsident von Serbien, als junger Student seine Stellung besucht hatte. „Vučić hat 1993 als Journalisten-Assistent für die SRNA, die serbische Nachrichtenagentur, ein paar Monate in Pale gearbeitet“, erzählte Aleksić meiner Kollegin bereitwillig. „Er war damals ein junger Student und hat Interviews gemacht, unter anderem auch auf dem jüdischen Friedhof in Sarajevo“, erinnerte sich der Vojvode an die Begegnung. „Er hat aber nicht geschossen, hatte kein Gewehr und keine Uniform.“

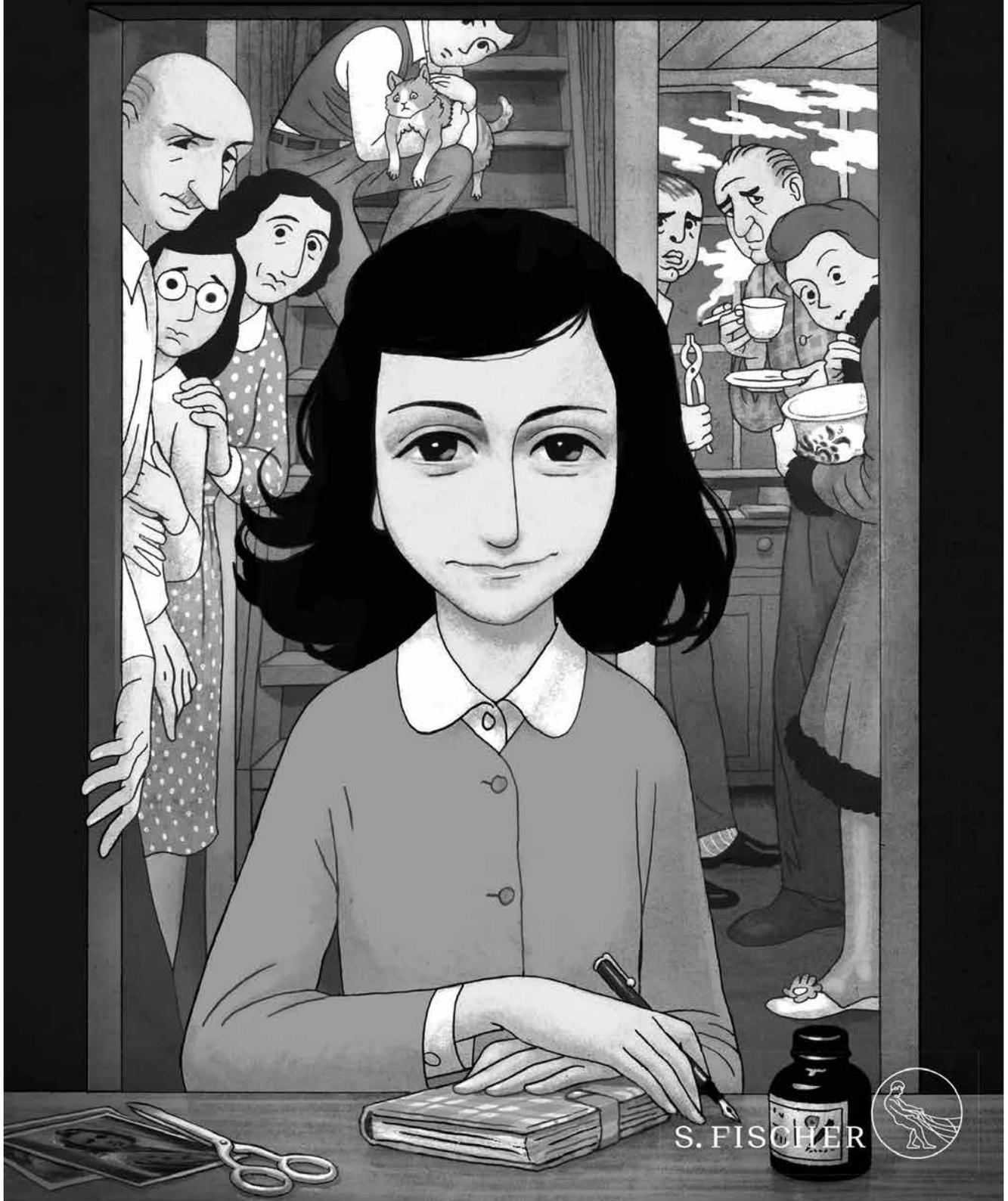
Wölfel erzählt mir auch von Begegnungen mit jungen jüdischen Bürgern und Bürgerinnen in Sarajevo. Spaniens Regierung hatte vor einigen Jahren vertriebenen sephardischen Juden angeboten, nach Spanien zurückzukehren und die spanische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Eine Freundin Wölfels, die den sephardischen Namen Mauro trägt, bewarb sich und wurde Bürgerin Spaniens. Die Entscheidung fiel ihr leicht, denn hohe Arbeitslosigkeit, geringe Jobaussichten und immer noch weit verbreitete Korruption machen das Leben vor allem für junge Bosnier schwer. Sie hat in der neuen spanischen Heimat nach etlichen Anlaufschwierigkeiten einen Job gefunden.

Am nächsten Tag sehe ich auf dem jüdischen Friedhof ein Grab mit schwer lesbarer Aufschrift. Ich kann nur den Namen entziffern: „Mauro“. nu

ARI FOLMAN

DAVID POLONSKY

DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK



© ARI FOLMAN/DAVID POLONSKY - S. FISCHER VERLAG 2017

Anne Frank zum Blättern!

75 Jahre nach Erscheinen des „Tagebuchs der Anne Frank“ ist das Werk als Graphic Diary – eine Bildgeschichte dazu – erschienen.

VON RENÉ WACHTEL

Mit Erlaubnis der Anne Frank Foundation haben sich der Drehbuchautor und Filmemacher Ari Folman und der Illustrator David Polonsky ans Werk gemacht, das Tagebuch als Bildgeschichte darzustellen. Die israelischen Kreativen sind bereits durch ihren Animationsfilm *Waltz with Bashir* weltbekannt. Dieser Film, eine auf Bildanimation basierende Story über den ersten Libanonkrieg, wurde als bester fremdsprachiger Film für den Oscar nominiert und gewann den Europäischen Filmpreis.

Schicksal fühlbar machen

Schon das Titelbild der Bildgeschichte zieht den Betrachter magisch ins Geschehen hinein. Eine selbstbewusste Anne Frank sitzt einem mit Stift gegenüber, im Hintergrund sieht man die verängstigten Mitbewohner im Versteck in Amsterdam, dessen Beengtheit gut sichtbar wird. Wenn man zu blättern beginnt, merkt man schnell, wie intensiv sich die beiden Künstler mit dem Werk beschäftigt haben. Es ist nicht nur ein Umsetzen der Texte in Bilder. Sie kombinieren Originaltexte aus dem Tagebuch mit fiktiven Dialogen. Anschaulich wird dadurch das Leben in dem Hinterhaus dargestellt. Die grafische Umsetzung wendet auch keine bei Graphic Novels sonst übli-

chen Strukturen an – vielmehr werden immer wieder auch Originalseiten aus dem Tagebuch in reiner Textform abgedruckt. Trotzdem geht die Form der Bildgeschichte nicht verloren. Die Zeichnungen sind klar und nicht überladen und die Farben dem Thema feinfühlig angepasst. Nicht zu düster, aber auch nicht zu grell. Die Zeichnungen sind auch teilweise fiktional, zum Beispiel, wenn Anne Frank sich etwas vorstellt. So wird versucht, ihr Schicksal fühlbar zu machen, was den Künstlern aufs Beste gelungen ist.

Die Autoren halten sich inhaltlich eng an das Tagebuch und auch an den Zeitraum von Juni 1942 bis August

1944. Das Graphic Diary endet also noch vor der Verhaftung von Anne Frank und ihrer Ermordung im KZ. Gedacht ist das Buch nicht nur für Jugendliche, auch Erwachsene können viel Neues über das kurze Leben und die Gedanken von Anne Frank lernen.

Das Graphic Diary ist weltweit in mehr als 50 Ländern veröffentlicht worden – 75 Jahre nachdem Anne Frank begann, das Tagebuch zu schreiben und 70 Jahre nach der ersten Veröffentlichung.

nu



© ARI FOLMAN/DAVID POLONSKY - S. FISCHER VERLAG 2017

Kennen Sie Karl Schiske?

VON ANATOL VITOUCH

Wenn ja, dann sollten Sie sich Kurt Brazdas Dokumentarfilm *evolution auf b* auf jeden Fall ansehen – wenn nicht, dann erst recht. Denn Brazda porträtiert den 1916 geborenen und 1969 verstorbenen österreichischen Komponisten und Kompositionslehrer so überzeugend als Zentralfigur der österreichischen E-Musik der Nachkriegszeit, dass man sich mit Fortdauer des Films zwangsläufig zu fragen beginnt, warum der Name Schiske nicht auch außerhalb verschworener Kreise eingefleischter Fans der Neuen Musik geläufig ist.

Neben geschickt und unterhaltsam miteinander verwobenen Ausschnitten aus Interviews mit Schülern Schiskes wie Friedrich Cerha, Erich Urbaner, Kurt Schwertsik sowie Karl Schiskes Witwe Berta Schiske setzt Brazda dabei auch auf die Überzeugungskraft der Musik selbst: Eminent modern und zugleich äußerst genießbar klingen Schiskes im Film angespielte Kompositionen, die Lust darauf machen, sich jenseits vermeintlicher ästhetischer

Gewissheiten mit den Werken der musikalischen Erneuerer der Nachkriegszeit auseinanderzusetzen.

Allergie gegen alles

Die vom Fortbestehen antisemitischer Ressentiments grundierte restaurative Stimmung im Kulturbetrieb der 1950er-Jahre wird in den Erzählungen der Zeitzeugen ebenso greifbar wie die bis heute bestehende österreichische Allergie gegen alles, was ästhetisch nicht der gerade gültigen hochkulturellen Norm entspricht.

Genial in diesem Zusammenhang etwa Cerhas Anekdote über einen Termin im Ministerium, auf den er sich durch das Studium der Texte Adornos und Walter Benjamins akribisch vorbereitet glaubte: „Das ist ja gut und schön“, antwortet ihm der mit dem Förderansuchen konfrontierte Ministerialbeamte laut Cerhas Schilderung, „aber da könnte ja jeder Würschtelstandler herkommen und ein Geld von uns verlangen.“ Nur um wenige Jahre später dieser Zurückweisung noch

einen guten Rat anzuschließen: „Herr Cerha, Sie haben ja Talent, gehen Sie doch ins Ausland!“

Karl Schiske erscheint unter diesen nicht eben förderlichen Rahmenbedingungen als Fels in der Brandung, der stets undogmatisch darauf bedacht war, den je individuellen künstlerischen Werdegang seiner Schüler an der Wiener Musikakademie zu unterstützen und dafür sogar seine eigene kompositorische Arbeit zurückstellte. So prägte er eine ganze Generation österreichischer Komponisten, die allesamt eigene Wege beschritten und dabei weder einer rückwärtsgewandten Absage an die Moderne noch allzu formalistischer Zwölftonorthodoxie verfielen.

Wie sagt Kurt Schwertsik an einer Stelle des Films so schön: „Irgendwann ist mir klargeworden, dass das alles auch lustig sein kann.“

Alleine dieser, im Zusammenhang mit Neuer Musik für manche vielleicht überraschenden Erkenntnis wegen ist *evolution auf b* unbedingt sehenswert.

nu



Aus anderer Sicht

VON IDA SALAMON (TEXT UND FOTO)

Am Biedermeier Interessierten bietet ein neu erschienener Kunst- und Kulturführer des Journalisten und Pressefotografen Michael Schmid Einblick in Sakral- und Profanbauten aus dieser Epoche in Wien. Der erste Band *Biedermeier in Wien. Architektur zwischen 1800 und 1850* zeigt das jüdische Erbe Wiens aus einer anderen Sicht.

„Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten, es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzen.“ So schrieb Adalbert Stifter in *Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842* über sein Erlebnis einer totalen Sonnenfinsternis. Er hat sie auf der Aussichtsplattform des sogenannten Kornhäuselturms gesehen. Der Turm befindet sich auf dem Haus in der Seitenstetengasse, in welches der benachbarte Stadttempel eingebettet ist. Zur Zeit seiner Erbauung der höchste profane Turm Wiens, wurde er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Josef Kornhäusel, einem der bedeutendsten österreichischen Architekten, als Atelier und Wohnung genutzt. Einer seiner Mieter war Adalbert Stifter.

Kornhäusel baute für die jüdische Gemeinde die Synagoge. Da der Stadttempel nur unter der Bedingung errichtet werden durfte, dass er von der Straße aus nicht als jüdischer Sakralbau erkennbar war, wurde beschlossen, ein Mietshaus vorzusetzen. Dieser Beschluss sollte den Stadttempel später vor der Vernichtung in den Novemberpogromen 1938 retten, da seine Zerstörung den gesamten Häuserblock in der Seitenstetengasse mitgezogen hätte. „Kornhäusels Stadttempel gehört fraglos zu den interessantesten klassizistischen Bauten Wiens“, schreibt Schmid.



Der simple Stil

Die Zeit zwischen dem Wiener Kongress 1815 bis zum Beginn der bürgerlichen Revolution 1848 wird im deutschsprachigen Raum kunsthistorisch meist als Biedermeier bezeichnet. Das wesentliche Merkmal der Biedermeier-Architektur ist der simple Stil. „Der Klosterneuburger Hof ist mit seiner schlichten, lisenenähnlichen Wandfeldergliederung ein typisches Beispiel für die reduzierte Formensprache der sogenannten Beamtenarchitektur“, beschreibt Michael Schmid das Areal um die Dorotheergasse. Beeindruckend ist an der Ecke Plankengasse und Spiegelgasse die Alte Leopoldsapotheke, die diesen Namen seit 1939 trägt. Die Apotheke zum heiligen Leopold wurde um 1789 gegründet, ab 1804 ist sie im Klosterneuburger Hof aktenkundig. Nach einigen Eigentümerwechseln kaufte Sigmund Bloch 1897 die Apotheke, die sich noch immer in jüdischem Familienbesitz befindet. Die bemerkenswerte Empire-Einrichtung der Apotheke ist bis heute erhalten.

In der Nähe der Apotheke befindet sich das ehemalige Nákó-Palais. Zwischen 1684 und 1821 wechselten sich als Besitzer die berühmte Familien Harrach, Dietrichstein, Esterházy und Kautz ab. In Anton Behsels „Verzeichniß

aller in der kaiserl. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien mit ihren Vorstädten befindlichen Häuser“ von 1829 wird Bernhard Freiherr von Eskeles als Eigentümer angeführt. Im 1827 erschienenen Verzeichnis von Anton Ziegler und Carl Graf Vasquez steht Alexander Graf Nákó als Besitzer. Er hat das barocke Palais im Stile des späten Klassizismus umgestaltet, der Mittelrisalit wurde mit Wappen und Krone des Grafen Nákó versehen. Das Palais blieb bis 1895 im Besitz der Familie Nákó, danach wurde es von den Baumeistern Ignaz Fleischer und Salomon Stein an den Kunsthändler Hugo Othmar Miethke weiterverkauft. In den 1930er-Jahren wurde das Nákó-Palais eine Dependence des Dorotheums, im Jahr 1993 wurde hier das jüdische Museum der Stadt Wien eingerichtet.

In der nicht weit entfernten Weiburggasse entstand an der Ecke zur Rauhensteingasse zwischen 1840 und 1842 nach Plänen von Ludwig Förster ein erwähnenswertes spätklassizistisches Palais für Ludwig Freiherr von Pereira-Arnstein. Das sogenannte Pereira-Palais wurde im Jahr 1921 von den Gebrüdern Zwieback erworben, die auch das bekannte, gleichnamige Bekleidungsgeschäft besaßen. nu

David Popper zum 175. Geburtstag

VON MARTIN RUMMEL

Jeder Mensch, der sich auch nur im entferntesten für klassische Musik interessiert, weiß, dass Franz Liszt der bedeutendste Pianist des 19. Jahrhunderts war. Der Cellist David Popper (1843–1913), zu seiner Zeit als Virtuose beinahe ebenso berühmt, ist heutzutage nur noch Musikern ein Begriff. Anlässlich der 175. Wiederkehr seines Geburtstags 2018 ist es Zeit, sein erstaunliches Leben aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten.

Für Popper, geboren als Sohn des Kantors der Pinkas-Synagoge in Prag, Angelus Popper, war seine jüdische Herkunft nach allem, was wir heute wissen, nie von Bedeutung, jedoch spielte sie in einer Beziehung in seinem Leben eine nicht unbedeutende Rolle: in jener zu Hans von Bülow, dem Schwiegersohn Liszts. Im Juni 1862 schreibt Bülow an den Kapellmeister der Hofkapelle in Löwenberg, Max Seifritz: „Den jungen Popper habe ich im Frühling 1860 in einem Prager Conservatoriumskonzerte gehört und zwar mit viel Vergnügen: enorme Fertigkeit, schöner Ton, sehr musikalisch. Wenn ich nicht irre, war dieses Auftreten damals sein erstes Debüt. Gewiß hat er sich seitdem vervollkommen und unter Ihrer Leitung wird er die Ansprüche erfüllen lernen, die S. Hoheit zu machen sich veranlaßt fühlt.“ Es kann als sicher gelten, dass diese Empfehlung dazu führte, dass Seifritz am 21. August 1862 berichten kann, dass „Herr Popper aus Prag“ die Stelle angenommen hat.

Löwenberg galt damals als eines der besten Orchester im deutschsprachigen Raum – Wagner, Liszt und Berlioz gastierten regelmäßig. Am 24. Jänner 1862 debütierte Popper unter Bülow in Berlin, und Bülow schreibt hierüber: „Popper aus Löwenberg hat mit Volkmann’s Violoncellkonzert au-



ßerordentlich gefallen, 21 Jahre alt – sehr bedeutendes Talent, famoser Ton, große Technik, verspricht viel.“

In Ungnade gefallen

Am 4. Mai 1868 übermittelt Popper einen unterschriebenen Vertrag für die Solocellistenstelle an der Wiener Hofoper von Löwenberg nach Wien; es gilt als sicher, dass auch für diese Anstellung eine Empfehlung von Bülows maßgeblich positive Auswirkungen hatte. Und doch: Am 17. Jänner 1891 schreibt Bülow an Johannes Brahms: „Wien hat uns einen solchen Unkünstler wie den jüdischen Winsler David Popper (ein David der zum Saul macht) als Frucht seiner musikal. Verblendung gesendet. Hamburg hat ihn frenetisch beklatscht. Pfui Teufel über diese Hellmesbergerische Schule der Kokett – ja der Kokotterie. Haydn’s Cellokonzert ist schon an sich vergrabungswürdig; aber wie’s dieser Charlatan carrikiert, verdreckschminkt hat – das verdient der Themalieferant

Deines Op. 56 wahrlich nicht.“ Und an seine Tochter schreibt er am selben Tag: „Der Wiener Jude Popper winselte und charlatanisierte nämlich so abscheulich geschmacklos, daß ich in einen Zustand geriet, nur demjenigen vergleichbar, in den Du verfällst, wenn Du von gewissen Büberinnenrosen hörst.“

Poppers Freundschaft zu Johannes Brahms tat der Bülowsche Brief 1891 nichts an; wohl aber ist er ein Zeichen nicht nur für den damals allgegenwärtigen Brahms-Wagner-Konflikt. Popper, der sowohl Wagner als auch Bruckner bewunderte, war bei Wagner in Ungnade gefallen, als er sich positiv über Brahms geäußert hatte. Viel entscheidender aber: Bülow war einer der Erstunterzeichner der Antisemitenpetition von 1881, die von Otto von Bismarck die Rücknahme wesentlicher Gleichstellungsgesetze für Juden verlangte.

Popper, seit 1886 Professor an der Franz-Liszt-Akademie in Budapest, ist wohl bis zu seinem Tod 1913 nicht Opfer antisemitischer Taten – außer von Verbalentgleisungen wie jenen von Bülows – geworden. Poppers zweite Frau Olga, geborene Löbl, starb 1942 in den Gaskammern der Nazis. Poppers erste Frau, die gefeierte Pianistin und Liszt-Schülerin Sophie Menter (1846–1918), besaß von 1884 bis 1902 das Schloss Itter im Brixental, das von 1943 bis 1945 ein Außenlager des KZ Dachau war – in jenen Räumen, in denen zu Menters Zeiten Liszt und Tschaikowski zu Gast waren, waren prominente Häftlinge wie etwa Charles de Gaulles Schwester inhaftiert. Popper selbst starb am 7. August 1913 in Baden bei Wien und wurde neben seinem bereits 1911 an Tuberkulose verstorbenen Sohn Leó in Dresden beigesetzt.

nu



„Hineni, hineni“

VON ANITA HAVIV-HORINER

Vorgestern beschloss ich, eine arbeitsreiche Woche fröhlich zu beenden. Spontan meldete ich mich zu einem Free Dance Event an. Ich hatte richtig Lust, das Tanzbein zu schwingen. In Tel Aviv traf ich auf eine eingetanzte Gruppe von Hedonisten, die mich sehr freundlich in ihre Mitte aufnahmen.

Die Lehrerin kündigte an, dass das Leitmotiv der heutigen Stunde „das Bekenntnis zur Unvollkommenheit“ sei. Ergänzend fügte sie hinzu: „Wir müssen lernen, zu uns selbst zu stehen, und nicht versuchen, jemand anderer zu sein.“ Bald schwebten alle beglückt im Raum herum und verrenkten sich in unterschiedliche Richtungen.

Als bekennender Kontrollfreak war mir klar, dass noch einige Runden zu drehen waren, bis die Muse auch mich in ihre Arme schließen würde. So beschloss ich – in Erwartung der Seligkeit –, mich einer Dehnungsübung zu widmen. Bedauerlicherweise suchte ich mir dazu eine Stange aus, von der

ich irrtümlich annahm, dass sie in die Wand geschraubt sei. Meine Fehleinschätzung führte dazu, dass ich binnen weniger Sekunden mit der Stange über mir krachend auf dem Boden landete. Mit einem Schlag hatte ich die Tanzenden aus ihrer Trance hochgeschreckt. Alle hielten sofort inne, und starrten mich erschrocken an.

Nachdem sie sich vom Schock erholt hatten, halfen zwei galante Herren zuerst dem eisernen Monster und dann mir wieder auf die Beine. Ich raffte mich schnell auf und versuchte die allgemeine Aufmerksamkeit von mir abzulenken. Im Rampenlicht zu stehen hatte ich mir anders vorgestellt.

Diese Szene spielte sich ab, während im Hintergrund Leonard Cohens betäubendes Lied *You want it darker* spielte. In seinem Schwanengesang kündigt der kanadische Troubadour dem Allmächtigen sein baldiges Kommen an. Der Refrain des Songs lautet *Hineni, hineni* („Hier bin ich, hier bin ich“).

Während ich mir nichts sehnlicher wünschte, als im Erdboden zu versinken, fiel mir auf, dass die biblischen Worte meine missliche Lage widerspiegeln. Der verehrte Barde möge es mir verzeihen, dass ich es wage, Parallelen zwischen ihm und mir zu ziehen, doch hatte ich – wenn auch nicht dem lieben Gott – aber doch der Gruppe unmissverständlich meine Anwesenheit vor Augen geführt: „Hineni, hineni!!!“

Und zu meiner eigenen Unvollkommenheit – somit auch zu meinem wahren Ich – hatte ich mich auch praxisorientiert bekannt. Ich weiß nicht, ob die Trainerin das Mantra so gemeint hatte. Mein Sturz und das darauffolgende Chaos schienen jedenfalls keine Begeisterung bei ihr auszulösen.

Als ich am nächsten Tag – in der Hoffnung auf etwas Empathie – meinem alten Freund Mosche von der Blamage berichtete, meinte er nur lakonisch: „Was geht eine Wiener Kaffeehausjüdin wie du auch tanzen.“ *nu*

Kohnversationen

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Gefangen im Teufelskreis

Die US-amerikanische Historikerin Ilana Fritz Offenberger hat eine umfangreiche Studie zur Lage der Wiener jüdischen Bevölkerung und der Arbeit der IKG in den Jahren der Nazi Herrschaft vorgelegt.

VON VERA RIBARICH

Ilana Fritz Offenberger, Historikerin an der University of Massachusetts, Dartmouth, USA, kam ursprünglich über die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte zum Thema ihres Buches, als sie 1998 bei einem Wienbesuch im Staatsarchiv die „Arisierungs“-Papiere für jenes Wohnhaus fand, das ihr Urgroßvater Heinrich Offenberger im dritten Bezirk besessen hatte. Nun, fast 20 Jahre später, ist in der Reihe „Palgrave Studies in the History of Genocide“ ihre Studie *The Jews of Nazi Vienna, 1938–1945: Rescue and Destruction* erschienen.

Das Anliegen ihres Buches, dem umfassende wissenschaftliche Recherchen auch vor Ort in Wien zugrunde liegen, ist zum einen, das Alltagsleben der Wiener Jüdinnen und Juden in den Jahren zu beschreiben, die dem Genozid vorangingen. Offenberger setzt sich intensiv und anhand vieler Zeitzeugnisse mit den Wochen des „Anschluss“-Pogroms auseinander, beschreibt detailliert die psychischen Folgen des Straßenterrors und der ersten Verhaftungswellen und Transporte nach Dachau.

Beraubung und Vertreibung

Einen großen Teil des Buches nimmt die als Folge der Entrechtung und Entmenschlichung eintretende Fluchtbewegung ein. Die bürokratische Mechanik der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“, die das in

Wien erstmals in dieser Form angewandte „System Eichmann“ der Beraubung und Vertreibung umsetzte, wird detailreich und auch für nicht einschlägig vorgebildete Leser nachvollziehbar dargestellt. So macht die Autorin unter anderem deutlich, warum so viele Familien, der Logik der vielen bürokratischen Hürden – Visa, Genehmigungen, Bescheinigungen, Quoten – folgend, nicht gemeinsam die Stadt verließen und zerrissen wurden. Auch der Bedeutung der Unterstützungskomitees im Ausland widmet Offenberger Raum.

Vor allem aber beschreibt sie präzise die unentrinnbare Rolle, die der IKG in diesem System zufiel. In diesem Zusammenhang verweist die Autorin mehrfach auf Doron Rabinovicis Studie *Instanzen der Ohnmacht* und zeigt eindringlich auf, in welchem Teufelskreis die IKG in ihrem Bemühen um die Rettung möglichst vieler jüdischer Menschen gefangen war. „Rescue“ – das war die Rettung von etwa zwei Dritteln der jüdischen Bevölkerung Wiens –, doch ihr steht „Destruction“ – die Vernichtung so vieler anderer – gegenüber, wie es im Untertitel des Buches heißt.

Offenberger diskutiert die ethischen Implikationen der Kooperation der IKG mit den Herrschern und kommt zum Schluss: „The question of how and why ... the Jewish leaders handled their situation as they did ... is complex and subjective, but does not substantiate moral judgment.“

Wichtig ist ihr auch, die Vorstellung zurechtzurücken, Jüdinnen und Juden seien nur passive Opfer gewesen. Im Vorwort heißt es dazu programmatisch: „*The Jews of Nazi Vienna, 1938–1945: Rescue and Destruction* washes away that image. It documents the resilience of the Jews; their struggle to survive on a daily basis ... and it illuminates previously unrecognized or unacknowledged acts of resistance, persistence and rescue.“

nu



Ilana Fritz Offenberger
The Jews of Nazi Vienna, 1938–1945: Rescue and Destruction
Palgrave Macmillan, 2017
321 Seiten, EUR 106,99

Vom Shtetl in die Stadt und wieder zurück

VON HERBERT VOGLMAYR

Erwin Javor erzählt in seinem leichtfüßig und witzig geschriebenen Buch *Ich bin ein Zebra* seine bewegte Familiengeschichte, die vom ostjüdischen Shtetl über Budapest nach Wien führt. Er reflektiert in einem bunten Mosaik aus Zeitgeschichte und persönlichen Geschichten die ostjüdische Identität, die aus der „Shtetl-Luft“ kommt und auf das bürgerliche Großstadtflair Wiens trifft. Javor, der seine ersten Lebensjahre in Budapest verbrachte, ist zu jung, um das Shtetl selbst erlebt zu haben, aber sein geliebter Vater hat ihm diese versunkene Welt in vielen Erzählungen als verklärten Sehnsuchtsort nahegebracht, auch wenn das Leben dort oft hart und erbarmungslos war.

Die assimilierten Wiener Juden begegneten den „zuag'rasten Ostjuden“ eher ablehnend, und doch etablierte sich in der jüdischen Gemeinde eine Art Shtetl in der Stadt, das nach außen wie eine Einheit schien, nach innen aber ein überaus buntes Konglomerat ganz unterschiedlicher religiöser und auch säkularer Orientierungen darstellte: Atheisten, Agnostiker, Kommunisten, Sozialisten, liberale Reformjuden, Drei-Tages-Juden, Orthodoxe aller Schattierungen. Es war eine lebendige Vielfalt, in der man kultivierte, was man so gerne tat: miteinander und gegeneinander diskutieren, ganz im Sinne von Kurt Tucholsky: „Jeder hat ja so recht!“ Als die Schoa auch den assimilierten Juden ihre Heimat nahm, blieb für viele von ihnen – sofern sie es in die Emigration schafften und damit Schlimmerem entkamen – Wien ein Sehnsuchtsort, wie es vordem das Shtetl für die Ostjuden war.

Am Ende des Buches schildert

Javor, dass er herausfinden wollte, ob die abenteuerlichen Geschichten, die ihm sein Vater erzählt hatte, der Wirklichkeit entsprachen oder bloß gut erfundene Heldengeschichten für Kinder waren. Er fuhr also ins Shtetl Jablonica, aus dem sein Vater kam und wohin dieser nach der Schoa nie wieder zurückkehren wollte. Allein dieser kurze Bericht über eine aufregende Reise ins äußere und innere Shtetl ist lesenswert.

Jüdische Witze

Wer Erwin Javor kennt, wird nicht überrascht sein, reichlich jüdische Witze vorzufinden, obwohl hier weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Aber die besondere Tragikomik und Selbstironie jüdischen Humors kommt auf fast jeder Seite zum Ausdruck und macht die Lektüre lustig und kurzweilig. Eine Kostprobe gefällig? Javors Vater betrieb am Wiener Rudolfsplatz mit zwei Partnern ein Textilgeschäft und rief von unterwegs an, um sich nach dem Geschäftsgang zu erkundigen, der offenbar wenig berauschend war. „Oj“, seufzte einer der beiden Geschäftspartner am Telefon und versank in eine lange Pause. „Wenn man nimmt ein Gewehr ...“ (lange Pause) „... und man schießt ...“ (lange Pause) „... am Rudolfsplatz ...“ (noch längere Pause) „... man trifft keinen.“

Warum ein Zebra?

Der Buchtitel *Ich bin ein Zebra* kommt daher, dass Javor anlässlich einer Fotoausstellung im jüdischen Museum einmal nach seiner (jüdischen) Identität gefragt wurde und darauf antwortete: „Wenn Sie ein Zebra nach seiner Identität fragen, wird es zurückfragen, was die dumme Frage

soll, es sei eben ein Zebra, in der Herde von Zebras groß geworden, die sich bei Bedrohung durch Löwen beistehen.“ Mit der abweisenden Antwort meinte er, dass ein unbefangener Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden wegen der belasteten Geschichte selten gelingt. Die Kinder von Schoa-Überlebenden haben früh verinnerlicht, dass positive Lebensumstände schnell bedroht sein können und haben dieses Lebensgefühl, dass man gegen negative Überraschungen stets gewappnet sein muss, auch ihren Kindern weitergegeben. Schließlich hat Javor die Frage nach seiner Identität mit diesem Buch aber offen und sehr ausführlich beantwortet, wobei klar wird, dass darin die Lebensregeln des „ostjüdischen Wiener Dorfs“ eine wichtige Orientierung bilden, die dann mit dem großstädtischen Leben, mit Frieden, Bildung und Wohlstand um neue Perspektiven erweitert wurden. *nu*



Erwin Javor
Ich bin ein Zebra.
Eine jüdische Odyssee
Amalthea Verlag, Wien 2017
256 Seiten, EUR 25

Ein Jahrhundert in 99 Songs

Eine Musik-Anthologie von Wolfgang Kos.

VON OTMAR LAHODYNSKY

Das 20. Jahrhundert anhand von 99 wegweisenden Songs darzustellen, ist ein ehrgeiziges Projekt. Wolfgang Kos, Historiker, Musik-Journalist auf Ö1 und ehemaliger Direktor des Wien Museums, hat es gewagt. Und das Ergebnis ist durchaus gelungen. Der Bogen spannt sich von der Operetten-Arie *Ich bin eine anständige Frau* aus der *Lustigen Witwe* von Franz Lehár – einer der ersten Gassenhauer aus dem Jahr 1905 – bis zum senegalesischen Weltmusik-Vertreter Youssou N'Dour mit dem Song *Birima* aus dem Jahr 1999. Dazwischen beschreibt Kos die von ihm ausgewählten Musikstücke, die auf ihre Art Geschichte machten oder einen Trend auslösten. Kos wählte nur Songs aus, daher verzichtete er auf Werke von Pink Floyd. Mit *Strange Fruit* hat Billie Holiday 1939 die Lynchjustiz an Afroamerikanern eindringlich angeprangert. Zur selben Zeit erscheint *Lili Marleen*, der „Hit des Zweiten Weltkriegs“ (Kos), der auch in den USA durch Marlene Dietrich zum Schlager wurde. 1938 haben Hermann Leopoldi (Musik) und Fritz Löhner-Beda (Text) mit dem *Buchenwald-Lied* das KZ-Grauen der NS-Zeit dokumentiert.

Lust zum Nachhören

Die Auswahl von 1945 bis 1960 reicht vom Existenzialisten-Chanson *Les feuilles mortes* von Jacques Prévert bis zum Bossa-Nova-Hit *Desafinado* von Antônio Carlos Jobim und Mendonça, der für eine eigenständige Musikrichtung steht, mit der sich

junge brasilianische Musiker in den Fünfzigerjahren vom Samba emanzipierten.

Edith Piafs trotzige Ode *Non, je ne regrette rien* leitet das Kapitel der wilden Sechziger ein: Bob Dylan wird mit der Wende-Hymne *The Times They Are A-Changin'* gewürdigt, dazu noch *My Generation* von *The Who*, Leonard Cohens Lied über seine unangepasste Muse *Suzanne*, James Browns Kampfansage an die weiße Herrschaft *Say It Loud – I'm Black And I'm Proud*, der Italo-Ohrwurm *Azzurro* von Paolo Conte und das Beziehungsdrama *Me And Bobby McGee*, mit dem Kris Kristofferson ein musikalisches Denkmal für Janis Joplin setzen sollte.

Die Siebzigerjahre eröffnet Joni Mitchell mit dem ersten Umweltsong *Big Yellow Taxi*, die Sex Pistols stehen mit *Anarchy In The UK* für die freche Punk-Bewegung. John Lennon hat mit *Imagine* ein ungewollt religiöses Lied geschrieben, die Village People schufen mit *YMCA* nicht nur einen Disco-Dauerbrenner, sondern auch ein Coming-out für die homosexuelle Szene.

Den Abschluss für die Achtziger- und Neunzigerjahre bilden unter anderem Peter Gabriels Lied *Biko* für den ermordeten Apartheid-Gegner Steve Biko, Falcos Welthit *Der Kommissar*, Madonna mit *Like a Prayer* und Bob Dylans *Mississippi*. Deutsche Songwriter sind mit Wolf Biermanns *Ermutigung*, Nenas *99 Luftballons*, Udo Lindbergs *Sonderzug nach Pankow*, *Männer* von Herbert Grönemeyer und *Trans Europa Express* von Kraftwerk vertreten. Manche werden Songs von den Doors, Frank Sinatra, Bob Marley, Melina Mercouri oder Vladimir Vissotski vermissen, aber die Auswahl eines solchen Jahrhundert-Kanons bleibt immer subjektiv.

Das Buch deckt jedenfalls unbekannte Hintergründe von im Ge-

dächtnis gebliebenen Liedern auf und macht Lust zum Nachhören. *nu*



Wolfgang Kos
99 Songs –
Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts
Brandstätter-Verlag, Wien 2107
320 Seiten, EUR 39,90.



© PETER RIGAUD

Die tatsächlichen Fragen des Judentums heute

VON MARTIN ENGELBERG

Mehr als ein Jahr sind seit der Bestellung von Arie Folger zum neuen Wiener Oberrabbiner vergangen. Zuletzt gingen seinetwegen die Wogen in der Gemeinde hoch. Durch seine persönlichen Umgangsformen, die sich stark von jenen von Oberrabbiner Eisenberg unterscheiden, sowie Änderungen von Inhalt und Stil der Gebetsordnung hat sich die Atmosphäre im Wiener Stadttempel sehr stark verändert. Es ist alles viel strenger geworden, orthodoxer – und es fehlt der menschliche und verbindende Umgang von Oberrabbiner Eisenberg, den so viele Gemeindemitglieder geschätzt hatten. Bei einer Versammlung im vergangenen Oktober wurde viel Unmut geäußert.

Doch auch hinsichtlich der Praxis der Übertritte zum Judentum hat sich im Oberrabbinat einiges geändert. Gemeindemitglieder, die selbst oder deren mütterliche Vorfahren übergetreten sind, waren sich infolge verschiedener Vorkommnisse nicht mehr sicher, ob ihre Übertritte auch von Oberrabbiner Folger anerkannt würden – dies mit weitreichenden Folgen für sich selbst, die Kinder und weitere Nachfahren.

Diese beiden Themenkreise haben dann auch teilweise den vergangenen Wahlkampf der Israelitischen Kultusgemeinde bestimmt. Dadurch ist einiges in Bewegung geraten, und es werden diese Fragen auch noch weiter zu Diskussionen in der Gemeinde führen. Diese Auseinandersetzungen haben jedoch auch ihre positive Seite:

Zum ersten Mal seit vielen Jahren beschäftigt sich die jüdische Gemeinde Wiens mit den brennenden Fragen des modernen Judentums. Es geht nicht

mehr um den Antisemitismus, auch wenn ein – sogar dramatischer – Anstieg behauptet wird. Auch nicht mehr so sehr um die Klärung des Verhältnisses der Juden in der Diaspora zu Israel. In Analogie zu den aktuellen Diskussionen in der jüdischen Gemeinde Wiens sind die brennenden Fragen der jüdischen Community die folgenden:

1. Wie lässt sich ein traditionelles Judentum mit dem Leben in der modernen Welt verbinden? Wie verbindet man liebgewonnenes jüdisches Leben nach dem orthodoxen Ritus mit zeitgemäßen Vorstellungen der Gleichberechtigung von Mann und Frau, gleichen Rechten für Homosexuelle und den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft?
2. Wie lassen sich traditionelle jüdische Werte bewahren, wie die Schulung dialektischen und intellektuellen Denkens durch das Studium von Tora und Talmud, ohne sich mit den religiösen Schriften zu beschäftigen, wie es so viele Generationen vor uns, zum Teil fast ausschließlich, taten? Woher das Wissen über jüdische Gebete, Gesänge und Rituale nehmen und weitergeben, wenn man kein traditionell jüdisches Leben führt? Ist ein Leben als „politischer“ oder „psychologischer“ Jude möglich? – Also ein Festhalten an gewissen jüdischen Traditionen, Denkweisen und moralischen sowie ethischen Haltungen, ohne ein jüdisches Leben zu praktizieren?
3. Lässt sich die immer größer werdende Kluft zwischen streng orthodoxem Judentum und den „non-observant orthodox Jews“ noch

überbrücken? Zwischen Juden also, welche die jüdischen Gesetze immer strenger auslegen und befolgen und jenen Juden, die zwar den orthodoxen Ritus durchaus schätzen, aber den rigiden Gesetzen nicht folgen wollen. Kommt es irgendwann zu einem oder mehreren Brüchen, die zu unterschiedlichen Judentümen führen werden, die einander nicht mehr anerkennen und gegenseitig vielleicht sogar das Jüdischsein absprechen werden?

4. Was geschieht mit der stark wachsenden Zahl an streng orthodoxen jüdischen Menschen, vor allem in Israel und den USA? Werden sich diese immer mehr vom Rest der Welt abschotten und ein Leben fernab der gesellschaftlichen Realität leben? Könnten sie so etwas werden wie die Sekte der Amischen in den USA, die leben wie vor 300 Jahren, also ohne Autos, Computer, Jeans oder Reißverschlüsse?
5. Wie begegnet man andererseits in der nichtreligiösen Community den Herausforderungen der Assimilation? Was geschieht mit diesem Teil der jüdischen Gemeinschaft, wenn in jeder Generation mehr als die Hälfte der Mitglieder Familien mit einem nichtjüdischen Partner gründen? Werden die Nachkommen dieser jüdischen Menschen noch Juden sein, noch irgendeine Möglichkeit haben, ihr Jüdischsein zu definieren?

Das sind die tatsächlichen Fragen des heutigen Judentums. Mit diesen gilt es sich zu beschäftigen. In der ganzen jüdischen Welt und eben auch hier in Österreich.

nu

Suchbild auf Jiddisch ...

Hier kocht Alfred Parker Latkes: ein Wiener Gentleman und begabter Koch, dessen Kochphilosophie „80% Liebe und 20% Mut“ war. Finden Sie sieben Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL



- 1) MENORA
- 2) MEHR ALS DOPPELTE PORTIONEN LATKES
- 3) ZWEI DREIDEL
- 4) PULLOVER-STREIFEN
- 5) WEHNACHTSKUGELHÖRRING
- 6) BIG HAIR RECHTS
- 7) UND OHNE CHANUKKAKAKATZE GEHT GAR NICHTS

Vor 15 Jahren im *nu*

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Wir in der Redaktion haben von Ausgabe zu Ausgabe stets den Eindruck, das eben fertig gestellte Heft wäre das beste von allen. Unser Heft Nummer 10 war beispielsweise randvoll mit spannenden Interviews und Berichten über interessante Menschen.

Da hat Helene Maimann über Elisabeth T. Spira zu deren 60. Geburtstag ein Porträt verfasst und alles schon vorweggenommen, was in anderen Zeitungen erst jetzt, 15 Jahre später, zu lesen war. Es ist wahrlich wert, dieses feinfühlig Original nachzulesen.

Peter Sichrovsky bekam die Titelseite, nachdem er seine Parteifunktionen in der FPÖ zurückgelegt hatte, weil sie sich verengt hätte. Wir waren, anders als er, auch vorher nie der Meinung gewesen, dass es sich bei dieser Partei um eine offene, für Juden akzeptable Gruppierung gehandelt hätte. Die Titelzeile hieß daher folgerichtig: „Sichrovsky mit der Morgenpost: Haider ist doch kein Liberaler“.



Das Sich-Lustigmachen über andere begann auch in diesem Heft. „Dajgezzen und Chochmezzzen“ erblickte das Licht der Welt. Erwin Javor und Peter Menasse waren allerdings noch recht ernst bei der Sache. Ein Element jedoch, das der Kritik an unseren Gemeindeführern, enthielt auch dieser erste Doppelkommentar bereits. Erwin Javor

meinte zum Argument, Sichrovsky wäre deswegen seinerzeit zur FPÖ gegangen, weil er sich von den IKG-Granden misachtet gefühlt habe: „Wenn sich jeder der FPÖ anschließen würde, der von den Verantwortlichen der IKG schon gekränkt worden ist, wäre das ja förmlich eine Massenpartei“.

Im November 2002 war übrigens Wahlkampf, und Samy Molcho analysierte im Interview mit Barbara Tóth, was ihm an den Darstellungen der Spitzenkandidaten aufgefallen war. Erwähnenswert seine Einschätzung zum grünen Spitzenkandidaten: „Van der Bellen ist ein wenig patriarchalisch, was die Österreicher mögen, aber sanft und sehr klar.“ Das bitte 14 Jahre vor dem Präsidentschaftswahlkampf. Der Mann versteht sein Gebärden- und Gestengeschäft.

Das Heft Nummer 10 war super, aber wir wurden dennoch von Ausgabe zu Ausgabe immer besser. *nu*

Adalbert Stifter Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 500
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ

Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

Unser Angebot für Sie

- Einjähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)
- Lehre/Facharbeiter-Intensiv-Training
 - Bürokaufmann/frau
 - IT-Techniker/in
 - Orthopädietechniker/in
- Deutschlehrgänge
- Berufsreifeprüfung (BRP)
- FIT für Finanz- u. Rechnungswesenassistenten
- Kindergarten- und Hortassistenten
- GründerInnenzentrum

Sichern Sie sich Ihren Ausbildungsplatz
01 33 106-500

Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ wünschen Ihnen allen Chanukka Sameach!

**Irene Brickner**

ist Journalistin und Autorin in Wien und arbeitet für den *Standard*. Sie ist im Vorstand von Waltraud Bartons Verein Malvine aktiv.

**Martin Engelberg**

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirt, Psychoanalytiker, Coach und Consultant.

**Johannes Gerloff**

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.

**Johannes Grenzfurthner**

ist Künstler, Filmemacher, Autor, Performer und Schauspieler. Kurator und Gründer der Kunst- und Theoriegruppe „monochrom“.

**Anita Haviv-Horiner**

In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.

**Otmar Lahodynsky**

ist EU-Koordinator beim Nachrichtenmagazin *profil*. Früher Brüssel-Korrespondent und stv. Chefredakteur der Zeitung *Die Presse* und Außenpolitik-Ressortchef beim *Kurier*. Präsident der „Association of European Journalists“ (AEJ).

**Judith Leister**

ist seit 2005 freie Journalistin mit Schwerpunkt Osteuropa. Tätig unter anderem für *NZZ*, *FAZ*, Deutschlandfunk, SWR2, SR2.

**Charles Lewinsky**

ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.

**Rainer Nowak**

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.

**Franz Pichler**

Langjähriger Beamter im Wissenschafts- und Außenministerium, lebt derzeit in Wien.

**Michael Reinprecht**

ist Diplomat, war zuletzt European Union Fellow an der USC in Los Angeles, davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel und Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien.

**Vera Ribarich**

ist freischaffende Übersetzerin, Dolmetscherin und Lektorin in Wien.

**Martin Rummel**

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.

**Ida Salamon**

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.

**Carola Schneider**

Dolmetsch-Studium der Sprachen Französisch und Russisch. Ab 1996 Redakteurin im ORF-Landesstudio Vorarlberg, 2001-2003 ORF-Korrespondentin in Paris, 2003-2011 ORF-Korrespondentin in Zürich und seit 2011 Leiterin des ORF-Korrespondentenbüros Moskau.

**Michaela Spiegel**

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

**Danielle Spera**

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

**Anatol Vitouch**

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.

**Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.

**René Wachtel**

lebt in Wien, ist selbständig.

Der Fluch des siebten Bezirks



Rainer Nowak und Peter Menasse treffen sich im neuen Lokal von Jamie Oliver in Wien und reden über den vergangenen Wahlkampf. Die Zukunft kommt eindeutig zu kurz.



Menasse: Wo hast du mich wieder hingestellt? Wer ist dieser Jamie, in dessen Lokal wir uns hier befinden?

Nowak: Du bist der einzige Österreicher, der ihn nicht kennt. Der junge Mann ist eine Art kulinarischer Entwicklungshelfer für Großbritannien.

Menasse: Die Notwendigkeit von Entwicklungshilfe halte ich für übertrieben. Ich liebe die englische Küche. Was gibt es Besseres als *fish and chips* aus dem Zeitungspapier? Da wird noch Zeitung gelesen, oder besser gegessen.

Nowak: Stimmt. Das Zeitungspapier ist das Beste daran. Im Ernst: Die britische Küche ist unsinnig, egal was Jung- und Althipster behaupten. Jamie Oliver hat die erste Al-dente-Pasta dorthin gebracht und wurde dafür bejubelt. Südeuropa ist da ein Jahrhundert weiter. Keine Ahnung, warum er ausgerechnet in Wien ein Lokal eröffnet. Es wirkt auf mich wie ein Hardrock-Café für Boutiquen-Geschäftsführerinnen und Agenturchefs.

Menasse: Also ich sehe hier nur Touristen. Wieso weißt du, welche Berufe diese Leute haben?

Nowak: Uns sieht man auch an, dass wir alte weiße Medienmänner sind.

Menasse: Immer das mit den alten weißen Männern. Worauf bezieht sich das „weiße“? Wenn die Hautfarbe gemeint ist, wäre das rassistisch. Wenn es die Haare betrifft, bin ich mit meinem Glatzkopf fein raus. Und wo ist die Altersgrenze, nach der man für alles und jedes unter Generalverdacht steht? Müssen sich Männer über 60 jetzt selbst entsorgen?

Nowak: Nein, musst du nicht. Das Klischee meint ja alt, weiß und mächtig. Mindestens ein Kriterium erfüllst du nicht.

Menasse: Apropos Alter: Während des Wahlkampfes habe ich mir um dich Sorgen gemacht, als du jeden Morgen deine Einschätzung über das Netz geschickt

hast. Du hattest offensichtlich trotz deines jugendlichen Alters einen Anfall von präseniler Bettflucht. Schläfst du inzwischen wieder länger?

Nowak: Du weißt aber schon, dass man einen Text am Abend schreiben, aber erst in der Früh per Mail verschicken kann?

Menasse: Apropos „jung“. Das kann man zu dir auch nicht sagen. Für einen Kanzler wärst du schon deutlich zu alt.

Nowak: Auch für einen *Standard*-Chefredakteur. Aber ich bin überrascht, dass du dich so schnell mit Kanzler Kurz arrangiert hast. Ich dachte, du würdest bei schwarz-blau-türkis die Koffer packen.

Menasse: Ich bleibe hier und schaue mir vom Muppets-Balkon an, wie Herr Kurz an den Deutschnationalen verzweifelt. Der Neuwahl-Champagner ist eingekühlt. Hast du denn deine berühmten schwarzen Anzüge schon durch türkisfarbene ersetzt? Oder trägt man jetzt bei Feierlichkeiten Türkis-Shirts?

Nowak: Das musst du deinen Freund Martin Engelberg fragen. Er sitzt für diese Partei im Nationalrat, ich hingegen habe schon Helmut-Lang-Anzüge getragen, da war die Liste Kurz noch in Arbeit.

Menasse: Martin habe ich, wie tausende andere auch, in Türkis gesehen. Man konnte im Internet Bilder vom Messias-Huldigungs-Treffen in der Wiener Stadthalle sehen.

Nowak: Das nennt man Wahlkampfauftakt. Der Wahlkampf ist aber vorbei, reden wir endlich über die Zukunft?

Menasse: Na ja, über die Roten müssen wir schon auch noch reden. Mich hat das Konzept der Bundes-SPÖ fasziniert. Wenn einer abgelöst wird, weil er Wahlen verloren hat, wird er samt seinem Team zum Berater des übernächsten Vorsitzenden. So ist Kontinuität im Verlieren gewährleistet.

Nowak: Du redest von Alfred Gusenbauer. Aber ausnahmsweise meine ich

das jetzt ernst. Kerns größtes Problem war es, keinen Josef Ostermayer zu haben. Ich bin gespannt, ob Kern jetzt einen auf Klima macht oder dem von dir ins Spiel gebrachten Gusenbauer nahekommt.

Menasse: Du willst ihn also als Manager nach Südamerika schicken. Ich weiß ja, dass du ein schwieriges Verhältnis zur Sozialdemokratie hast.

Nowak: Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu Christian Kern und will daher, dass er von Wien-Neubau aus lukrative Weltreisen unternimmt und das Leben wie der rote Bacchus genießt.

Menasse: Der siebte Bezirk bringt ganz allgemein kein Glück. Auch die Grünen in Wien, die sich so um die Mariahilfer Straße gekümmert haben, sind derzeit völlig ohne Fortune.

Nowak: Wenn ich jetzt sage, dass auch die Neos ihr Hauptquartier dort haben, bringt mir das von denen mindestens sieben beleidigte Anrufe.

Menasse: Gehen wir doch lieber in die Zukunft unseres Landes. Glaubst du, dass es am 7. Dezember, wenn **NU** erscheint, schon eine neue Regierung gibt?

Nowak: Das glaube ich nicht. Sie verhandeln bedächtig im Van-der-Bellen-Modus. Wahrscheinlich wollen sie ihn auf diese Weise bis zum Regierungsvorschlag milde stimmen und auf ihre Seite ziehen.

Menasse: Bei unserem letzten Treffen waren wir stolz darauf, kein einziges Mal Donald Trump erwähnt zu haben. Er beherrschte damals die gesamte Medienwelt. Diesmal haben wir es ganz ohne Peter Pilz geschafft. Ich bin stolz auf uns.

Nowak: Peter Pilz, wer war das schon wieder?

nu

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG  

Zusammenhänge verstehen